

MAGAZIN

der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

HEINRICH HEINE
UNIVERSITÄT
DÜSSELDORF

1·2004



Wir haben Elite!
Leibniz-Preis
für Prof. Pfeffer

Leibniz



*Liebe Leserin,
lieber Leser!*

Endlich, möchte man meinen!
Die öffentliche Diskussion ist da: Brauchen wir Elite-Universitäten? Ein Thema, das seinen Weg bis in populäre Talkshows gefunden hat. Und so zeigt unser Titelbild auch eine Momentaufnahme aus „Sabine Christiansen“, in der ARD am Sonntag, 11. Januar 2004, gesendet. „Neues Deutschland: Eliten statt Nieten?“, diese Frage diskutierten Hans-Olaf Henkel (Wissenschaftsgemeinschaft Leibniz), SPD-Fraktionsvorsitzender Franz Müntefering, der stellvertretende CDU-Vorsitzende Jürgen Rüttgers, Bundesumweltminister Jürgen Trittin, der Biotech-Unternehmer Alexander Olek - und der Rektor der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch.
Wird Innovation das Zauberwort der Zukunft? Was es mit Eliten und Universitäten, auch mit Blick auf Düsseldorf, seiner Meinung nach so auf sich hat, dazu bezieht Rektor Labisch auch in diesem MAGAZIN Stellung. Klare Worte und ein Plädoyer der ganz eigenen, ganz persönlichen Art.
A propos Eliten: Ein Träger des Leibniz-Preises, der höchsten deutschen Wissenschaftsauszeichnung, ist der Düsseldorfer Mikrobiologe Prof. Dr. Klaus Pfeffer. Hierzu - aus gutem Grund - unsere Titelgeschichte.
Und natürlich darf ein Thema vor dem Hintergrund des kommenden Wintersemesters nicht fehlen: Studienkonten. In-

formatives dazu vom Fachmann aus der Verwaltung. Um Studenten geht es auch in einem anderen Beitrag: Die Job-Vermittlung des Arbeitsamtes auf dem Campus hilft vielen, ihren Lebensunterhalt zu sichern.
Weiter berichten wir von einem neuen Verfahren, um Hirntumore zu lokalisieren, über Tests zur Fahruntüchtigkeit bei Leberschäden und über eine Tagung, die Pilotcharakter hat: In Düsseldorf entsteht als erster Stadt in Deutschland ein lokales Netzwerk zur psychosozialen Prävention im Kindes- und Jugendalter.
Schließlich geht es um Meeresschnecken, die Medikamente produzieren: neue Rohstoffe aus der Tiefsee? Und was hat eine Luxuskarosse aus Wolfsburg mit Damendessous zu tun? Das erfahren Sie in der Rubrik der Wirtschaftswissenschaftler. In der Juristischen Fakultät entstand eine Doktorarbeit, die ein hochaktuelles Thema behandelt: Beutekunst. Und bei den Philosophen werden vergessene mittelalterliche Texte ediert: Was ist triviale Logik?
Sie sehen: wieder eine Vielfalt von Themen. Neugierig geworden?

Rolf Lillmann



„Elite-Universitäten“ - die Forderung des Tages, erhoben von einer politischen Partei, die bis dato das Wort „Chancengleichheit“ favorisiert und - wie durch internationale Studien jüngst bescheinigt - in langjährigem Bemühen zunichte verwaltet hat. Diskussionsthema bei Sabine Christiansen.

Lesen Sie weiter auf Seite 4

Zum dritten Mal ist ein Wissenschaftler der Heinrich-Heine-Universität mit dem Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft ausgezeichnet worden: Prof. Dr. Klaus Pfeffer, Direktor des Instituts für Medizinische Mikrobiologie, wurde der Preis im Dezember 2003 zugesprochen. Er erhält damit für seine zukünftigen Forschungsarbeiten die Summe von 1,55 Millionen Euro an Fördermitteln.

Lesen Sie weiter auf Seite 10

Aktuell

Brauchen wir Elite-Universitäten?4
 Studienkontenmodell NRW zum Sommersemester 2004 ...6
 Prof. Dr. Jörg Tarnow neuer Ärztlicher Direktor7

Campus

Lisa-Maskell-Hörsaal getauft8
 HHU wechselte den Internet-Provider8
 Studentenjobs gefragt wie nie - und immer seltener9

Titel

Leibniz-Preis für Prof. Dr. Pfeffer10

Medizinische Fakultät

„Wir haben alle an einem Strang gezogen“12
 SFB 575 wurde verlängert13
 Neue Sprechstunde für Kinder13
 Fettzellen und Bluthochdruck13
 Herzrhythmusstörungen erkennen und behandeln14
 Die Augen der Mutter als Spiegel der Seele15
 Prof. Krutmann neuer Prodekan16
 Farbige Tumore lassen sich leichter entfernen16
 Klinische Onkologie16
 Dürfen Leberkranke noch Auto fahren?17

Philosophische Fakultät

Triviale Logik im Mittelalter18

Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät

Von Luxusautos und Damendessous20

Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät

Das Medikament, das aus der Schnecke kommt21

Juristische Fakultät

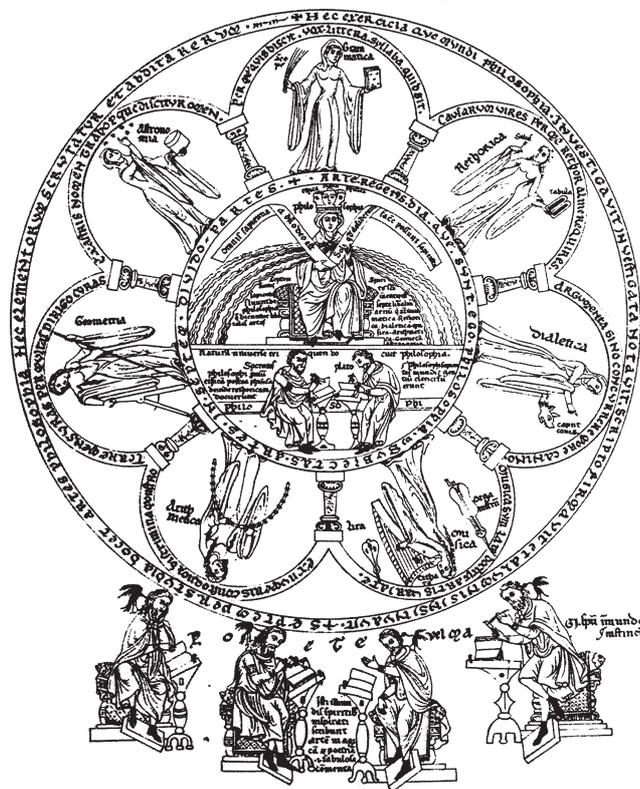
Schliemanns Gold,- kehrt es zurück?22

Personalia

Verdienstkreuz für Sanda Grätz24
 Ausgezeichnet: Förderpreis für Vera Gerling24

HHU-Intern

Preise25
 25-jähriges Dienstjubiläum25
 Forschungssemester Sommersemester 200425
 Ehrungen26
 apl. Professur26
 Honorarprofessur26
 Todesfälle26
 Ausschreibungen26
 Impressum26
 Im Fragebogen: Dr. Max Plassmann, Universitätsarchivar ..27



Eine Ausbildung in Logik schnürt den Geist ein? Ganz im Gegenteil, meint Prof. Dr. Christoph Kann. Er hält die Logik auch oder gerade heute für einen interessanten Studienschwerpunkt, der das interdisziplinäre Interesse bedienen kann.

Lesen Sie weiter auf Seite 18



„Die Organismen, die wir untersuchen, sind ästhetisch ansprechend, in Form und Farbe oft skurril.“ Prof. Dr. Peter Proksch ist nicht nur wissenschaftlich von seinem Forschungsgegenstand, den marinen Naturstoffen, sehr angetan. Auch die Studenten schätzen die Arbeit, die immer mal wieder Exkursionen in warme Regionen nötig macht. Seit rund zehn Jahren sucht der biologische Pharmazeut im Meer nach Stoffen, die Grundlage für Arzneien sein können.

Lesen Sie weiter auf Seite 21

Brauchen wir Elite-Universitäten?

Ein Stichwort, die deutsche Hochschulpolitik zu überdenken

VON ALFONS LABISCH

„Elite-Universitäten“ - die Forderung des Tages, erhoben von einer politischen Partei, die bis dato das Wort „Chancengleichheit“ favorisiert und - wie durch internationale Studien jüngst bescheinigt - in langjährigem Bemühen zunichte verwaltet hat.



Rektor Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch: „Das Wichtigste ist ein forschungs- und innovationsfreundliches Klima!“

Foto: Emil Zander

Das ist ein Skandal!“ Das war meine erste Reaktion: Seit dem „Öffnungs-Beschluss“ der Kultus-Minister-Konferenz von 1978 werden die Hochschulen zu Massen-Veranstaltungen nieder gedrückt: Chronisch unterfinanziert, chronisch unterausgestattet; politische Eingriffe und Administration statt Vertrauen und Optimismus; zwei neue Abwertungsprogramme namens 5. und 6. Hochschulrahmengesetz im Anzug! Das Hochschulkonzept 2010, erstmals eine klare Planungsvorgabe im Lande NRW, wird durch Kürzungspläne desavouiert. Kurzum: Die deutschen Hochschulen versuchen, in blanker

Selbstausbeutung zu retten, was zu retten ist - und dann: „Elite-Universitäten“! Bezahlen soll es die Wirtschaft. Diese hat am Gespräch überhaupt nicht teilgenommen. Das notwendige Geld gibt es also nicht: Im Hochschulbau streicht der Bund 250 Mio. Euro, aber sämtliche Hochschulen dürfen sich um 60 Mio. Euro „Elite-Förderung“ bewerben. Beispiele aus den USA werden uns zuhauf um die Ohren geschlagen: Stanford, Harvard, Yale. Ein Beispiel wird allerdings nie genannt: Wissenschaftsministerien sind in den USA gänzlich unbekannt. Das wäre's doch!

Mein zweiter Gedanke war: Wann hat es in Deutschland je eine Chance gegeben, das Thema Hochschulpolitik vor der deutschen Öffentlichkeit zu diskutieren? Also heisst die offizielle Antwort des Rektors: „Schönen Dank, Generalsekretär Scholz, dass Sie uns die Gelegenheit geben, über die Eliten und Universitäten in Deutschland zu sprechen.“

Was bräuchten wir, dass sich Eliten bilden können?

Die Antwort darauf ist keineswegs schwierig! Deutschland hat kluge Köpfe. Deutschland ist ein Exportland für Wissenschaftler. Ein ständiger „Brain drain“ in die USA und andere anglophone Länder. Aber wenn in Deutschland Elite gebildet und gefördert werden soll, müssen die klugen Köpfe nach Deutschland zurückkommen. Mehr noch: Die Welt-Elite muss von sich aus nach Deutschland kommen - wie dies ausgangs des 19. Jahrhunderts der Fall war. Wissenschaft, Forschung und Lehre sind international. Es muss ein reges Kommen und Gehen geben. „Brain drain“ - ja, unvermeidlich im internationalen Austausch von Meinungen und Menschen. Aber es muss auch einen „brain gain“ geben, damit das internationale Fluidum von Spitzenforschung entsteht und zu eben jener Elite führt.

Was benötigen die deutschen Universitäten?

Auch dies ist in wenigen Worten gesagt: Handlungsfreiheit, Konkurrenz und Geld. Diese elementaren Bedingungen sind wiederum leicht herzustellen:

- Das Wichtigste ist ein forschungs- und innovationsfreundliches Klima.
 - Ebenso wichtig ist eine klare Zieldefinition: Forschung und Lehre geniessen absolute Priorität, alles andere ist dem unterzuordnen.
 - Als drittes müssen die Hochschulen autonom sein: Forschung und Lehre müssen sich frei entfalten können. Gegebenenfalls sind die Hochschulgesetze der Länder durch Öffnungsklauseln zu ergänzen: Einige Universitäten sollten frei agieren können - etwa über den Zeitraum eines Studienganges.
 - Die Zuweisungszahlen von Studierenden, die Kapazitäts-Verordnung und der curriculare Normwert sind ersatzlos zu streichen. Die ZVS braucht niemand.
 - Die Universitäten wählen ihre Studierenden frei aus; ebenso wählen die Studierenden ihre Universitäten.
 - Schliesslich muss genug Geld vorhanden sein, um neue Professoren gut auszustatten, neue Labore einrichten, Bibliotheken unterhalten und moderne Lehrmittel bereit halten zu können.
- Zu all diesem benötigen die Universitäten Verlässlichkeit, Planungssicherheit, ein flexibles Personalrecht, ein am Standort ausgerichtetes Personalvertretungsrecht und insgesamt wissenschaftsfreundliche Rahmenbedingungen - von der Schule bis zum Stiftungsrecht. Und viele weitere Dinge sind erforderlich - so ein gastfreundliches Umfeld für Wissenschaftler, die nach Deutschland kommen wollen, gleich ob deutsch oder anderer Nationalität: Wissenschaft ist international, Deutschland ist ein internationaler Platz. Dem muss endlich Rechnung getragen werden - bis hin zum Einbürgerungsrecht.



„Neues Deutschland: Eliten statt Nieten?“: Über dieses Thema wurde am 11. Januar in der ARD-Talkshow „Sabine Christiansen“ heftig diskutiert. V.l.: Hans-Olaf Henkel (Wissenschaftsgemeinschaft Leibniz), der Rektor der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch, SPD-Fraktionsvorsitzender Franz Müntefering und Moderatorin Sabine Christiansen. Auch in der Runde: der stellvertretende CDU-Vorsitzende Jürgen Rüttgers, Bundesumweltminister Jürgen Trittin und der Biotech-Unternehmer Alexander Olek.

Foto: Frank Wiedemeier

Wo kommt das Geld her?

Dies ist ebenfalls seit Jahren erprobt: Die jeweiligen Forschungs- und Lehrschwerpunkte herausarbeiten, die notwendigen Ressourcen ermitteln - und umschichten zugunsten der Aktiven, zu Lasten der Passiven. Die Ministerin für Wissenschaft und Forschung des Landes NRW, Hannelore Kraft, erklärt ihr Hochschulkonzept 2010 mit den Worten „Die Stärken stärken“. Darum geht es. Dies gilt selbstverständlich auch für die Landespolitik. Frau Kraft hat einen guten Weg eingeschlagen. Sie sollte, sie muss ihn auch auf Landesebene konsequent zu Ende gehen: Konzentration auf die leistungsstarken, Konzentration auf die aktiven Standorte. Aber: Dieses Geld wird letztlich nicht genügen. Wissenschaft ist die Produktivkraft, Information die Grundtechnologie einer globalen Wissens- und Informationsgesellschaft. Deutschland muss in die Zukunft investieren, wenn es im globalen Konzert mitspielen will. Deutschland muss viel Geld investieren. Ein Beispiel: Der Jahreshaushalt von Harvard liegt bei 2,4 Milliarden Dollar und ist damit etwa so groß wie der der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Max-Planck-Gesellschaft zusammen!

Und die Konkurrenz?

Konkurrenz ist der Forschung eigen.

Forschen heisst: Staunen, Fragen, nie mit bekannten Antworten zufrieden sein. Elite heisst: unbedingte Hingabe, unbedingte Leistungsbereitschaft auf höchstem Niveau. Elitäres Forschen heisst: Fragen, nachdenken, arbeiten mit denjenigen, die die richtigen Fragen stellen, die richtigen Methoden entwickeln - dies über alle staatlichen und fachlichen Grenzen hinaus. Forschung treibt sich selbst voran. Die Konkurrenz in der Lehre wird sich sehr rasch einstellen, wenn die deutschen Universitäten lernen müssen, um Studierende zu werben. Das wird der Qualität der Lehre einen massiven Schub geben.

Eines ist klar: Auch die Universitäten werden sich in diesem Prozess gänzlich umstellen müssen. Der Leistungscharakter einer Universität in der Konkurrenz mit allen anderen Universitäten muss alle Bereiche durchdringen - vom Professor bis zum Pförtner. Sonst ist das gesamte Unternehmen, sonst ist schliesslich auch der eigene Arbeitsplatz gefährdet. Denn: Wer sich nicht bewegt, fällt zurück.

Und die Heinrich-Heine-Universität? Sind wir eine Elite-Universität? Wollen wir überhaupt zur Elite gehören?

Die Qualitätskriterien liegen auf der Hand und werden - viele wissen dies nicht - seit langem in der Hochschulfinanzierung an-

gewandt, so etwa in den Medizinischen Fakultäten: In der Forschung Teilnahme am internationalen Diskurs -etwa über kompetitive Drittmittel, Publikationen und Zitationen; in der Lehre über begehrte Studienplätze und die Qualität der Absolventen. Aber: Auch das Umfeld muss stimmen, Max-Planck-Institute etc. Deswegen ist die Kooperation mit dem Deutschen-Diabetes-Forschungs-Institut, dem Institut für Umweltmedizinische Forschung und dem Forschungszentrum Jülich für die Heinrich-Heine-Universität lebenswichtig. Auch Alter, auch Tradition sind wichtig. Das ist einer der Gründe, warum letztlich immer dieselben Universitäten genannt werden, wenn es um Elite-Universitäten in Deutschland geht: die LMU und die TU in München, die FU in Berlin, die Universität Heidelberg und - wenn es um technische Disziplinen geht - die RWTH Aachen.

Kann die HHU D, erst 1965 gegründet, niemals angemessen ausgestattet und nach wie vor auf die Medizin konzentriert, da überhaupt mithalten?

Sicher mit einzelnen Fakultäten oder einzelnen Fächern: die Medizinische Fakultät, die Lebenswissenschaften im Verbund von Medizin und Biologie samt Bio-Informatik, die Physik. In der Lehre ist die Heinrich-Heine-Universität begehrt: Wirtschaftswissenschaften, Jura, Sozialwissenschaften sind nationale Glanzlichter. Auch andere „Alleinstellungsmerkmale“ - so der Jargon der Hochschulplanner - könnten genannt werden: Jüdische Studien, Modernes Japan, Linguistik. Auch Traditionen und Haltungen sind wichtig: interdisziplinäre Kooperation, beispielsweise das BMFZ, vielleicht auch einmal ein HMFZ und ein „studium universale“. Da ist noch viel Potential verborgen. Alle Fakultäten, alle Fächer werden auch innerhalb der Universität in eine Konkurrenz um Mittel und Ressourcen eintreten müssen.

Würde es uns überhaupt nützen, wenn wir zur Elite zählen wollten?

Von Elite redet jeder - nur versteckt: Center of Excellence, Benchmark, Leuchtturm - so oder ähnlich drücken wir uns um den Begriff „Elite“ herum. Eines ist klar: Elite ist ein Ansporn. Elite

gibt eine Richtung vor. Und dies muss sein, um den Standard zu ermitteln und zu verdeutlichen. Aber: Chancengleichheit und Elite - auch das passt zusammen! Gemeinsam starten, an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten ein eigenes Ziel erreichen. Und die besten Forscher werden mit den besten Wissenschaftlern auf der Welt zusammenarbeiten - so wie dies bereits jetzt der Fall ist. Und die besten Studierenden werden mit den besten Professoren zusammenarbeiten - so wie dies jetzt gelegentlich auch der Fall ist. Die Grundvoraussetzung ist aber, dass wir eine gute Basis haben: ein akzeptables Lehrer-Schüler-Verhältnis im Grundstudium, angemessene Hörsäle und Lehrmittel, gute Labors, den interdisziplinären Diskurs mit klugen Menschen, die Fragen der Studierenden, das Gefühl, an aufregenden Arbeiten und Entdeckungen teilhaben zu können etc. Grundvoraussetzung ist ebenfalls, dass die Startbedingungen für diejenigen verbessert werden, die sich nicht von Anfang auf gleichem Niveau beteiligen können. Sei es wegen der Sprachkenntnisse, sei es aus anderen Gründen. Und an der Basis-Ausstattung hapert es seit Jahren - auch in den deutschen „Elite-Universitäten“.

Und wie geht es jetzt weiter?

Das Thema Elite steht im Raum. Alles Notwendige auf den Weg zu bringen, erfordert Mut und Kraft von allen. Wer sich nicht bewegt, wird von anderen überholt und letztlich untergehen. Wie sagte Konfuzius: Gut handeln können die Menschen auf dreierlei Wegen: durch Nachdenken - das ist der schwierigste; durch Nachahmen - das ist der einfachste; durch Erfahrung - das ist der bitterste. 25 Jahre Hochschulpolitik haben wir erfahren - es reicht. Nachahmen der USA, die selbst die deutschen Elite-Universitäten des 19. Jahrhunderts nachgeahmt haben und heute im Kommerz versinken? Das führt zu nichts! Aber Nachdenken, zumindest einige Zeit - das wäre ein guter Anfang. Wir werden mit Sicherheit bei den Massnahmen und Aufgaben landen, die oben umrissen wurden. Und dann muss aus dem Wort Fleisch, aus dem Geist Tat werden - dies würde jedenfalls unser Namenspatron Heinrich Heine einfordern.

Studienkontenmodell NRW zum Sommersemester 2004 Studienguthaben aufgebraucht: Gebühr von 650 Euro

VON BERTHOLD CZYPEREK

Ende Januar hat das Studierendensekretariat der Heinrich-Heine-Universität einen Gebührenbescheid an alle Studierenden verschickt, die nach den Unterlagen der Verwaltung im Sommersemester 2004 aufgrund des Studienkonten- und -finanzierungsgesetzes (StKFG) erstmals ein Entgelt zu zahlen haben.

Betroffen sind ca. 10.000 Studierende, deren Zahl sich allerdings infolge von Exmatrikulationen, durch das Geltendmachen von Bonusguthaben und Ausnahmetatbeständen deutlich verringern wird.

Das Studienkontenfinanzierungsgesetz geht alle Studierenden an, also auch die in höheren Fachsemestern Immatrikulierten. Sie erhalten ein fiktives Studienguthaben, gemessen in Semesterwochenstunden, das sich semesterlich um eine von Studiengang zu Studiengang verschiedene Regelabbuchung verringert und nach der eineinhalbfachen Regelstudienzeit aufgebraucht ist. Eine individuelle Abbuchung ist erst ab Sommersemester 2007 vorgesehen.

Wer sein Studienguthaben aufgebraucht hat, muss eine Gebühr von derzeit 650 Euro pro Semester zahlen, die der Landeskasse zufließt, in folgenden Semestern aber auch der Universität zugute kommen soll. Zahlungspflichtig sind außerdem Studierende (ohne Gasthörer) ab 60 Jahren und Hochschulabsolventinnen und -absolventen, die ein Zweitstudium betreiben. Ausnahmen vom Gebührentatbestand gelten insbesondere für das konsekutive Masterstudium, das auf einem Bachelor-Abschluss aufbaut, für beurlaubte Studierende, Studierende im Praktischen Jahr, Promotionen und für berufsrechtlich erforderliche Kombinationen mehrerer Studiengänge (Human- und Zahnmedizin mit dem Berufsziel Kieferchirurgie).



Da das Studienkontenfinanzierungsgesetz auf vielfältige Lebenslagen Rücksicht nimmt, gibt es auf Antrag Bonusguthaben für Kindererziehung, die Mitwirkung in Organen der Hochschule, der Studierendenschaft und des Studentenwerks, die Tätigkeit als Gleichstellungsbeauftragte und bei Behinderungen oder schweren Erkrankungen, die sich studienzeitverlängernd auswirken. Aufgrund eines ganz besonderen Härtefalls kann die Gebühr ganz oder teilweise erlassen werden.

Die gesetzlichen Regelungen (Studienkontenfinanzierungsgesetz und Rechtsverordnung zum StKFG) und die vom Ministerium für Wissenschaft und Forschung NRW in einem Leitfaden hierzu herausgegebenen Erläuterungen sind im Internet abrufbar.

Homepage des Ministeriums: www.wissenschaft.nrw.de. Telefonisch informiert das Ministerium unter der Nummer 01 80-3 10 01 10 (0.09 Euro/Min.). (Der Autor ist Leiter des Dezernates 1 der Universitätsverwaltung - Akademische und studentische Angelegenheiten.)

Prof. Tarnow neuer Ärztlicher Direktor

Der Anästhesiologe Prof. Dr. Jörg Tarnow (63) ist seit dem 1. Januar 2004 Ärztlicher Direktor des Universitätsklinikums Düsseldorf. Er trat damit die Nachfolge des Urologen Prof. Dr. Rolf



Prof. Dr. Jörg Tarnow (Direktor der Klinik für Anästhesiologie am Universitätsklinikum der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf)

Ackermann an, der dieses Amt seit 1995 innehatte.

Der neue Stellvertreter des Ärztlichen Direktors ist der Endokrinologe Prof. Dr. Werner A. Scherbaum (Direktor des Deutschen Diabetes-Forschungsinstituts an der Heinrich-Heine-Universität). Bislang war der Kardiologe Prof. Dr. Bodo-Eckehard Strauer Stellvertreter des Ärztlichen Direktors, ebenfalls seit 1995.

Prof. Tarnow wurde 1940 geboren, studierte ab 1960 in Kiel Medizin und promovierte 1966 auch dort. Seine Facharztausbildung machte er an der Freien Universität Berlin, wo er sich 1975 habilitierte und 1979 eine Professur am Institut für Anästhesiologie erhielt. 1987 berief ihn die Universität Düsseldorf auf den Lehrstuhl für Anästhesiologie.

Prof. Tarnow ist „Fellow of the Royal College of Anesthetists“ und hat mit dem Dr. Heinrich-Dräger-Preis eine der höchsten Fachauszeichnungen erhalten.

Prof. Scherbaum (56) studierte Medizin in Tübingen und Hamburg, promovierte 1975 und erhielt 1980 die Anerkennung



Stellvertreter des Ärztlichen Direktors: Prof. Dr. Werner A. Scherbaum, (Direktor des Deutschen Diabetes-Forschungsinstituts an der Heinrich-Heine-Universität)

als Internist. 1986 habilitierte er sich an der Universität Ulm, 1993 wechselte er als Lehrstuhlinhaber für das Fachgebiet „Endokrinologie und Stoffwechsel“ an die Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, 1997 übernahm er den Lehrstuhl für Innere Medizin, der verbunden ist mit der Leitung der Abteilung Endokrinologie sowie der klinischen Abteilung des Deutschen Diabetes-Forschungsinstituts an der Heinrich-Heine-Universität R. W.



THE BUSINESS LAB

LIFE SCIENCE CENTER

DÜSSELDORF

www.lsc-dus.de



Office Building

Technologie- und Gründerzentrum

DER IDEALE STANDORT FÜR IHRE ZUKUNFTPLÄNE IN UNIVERSITÄTSNÄHE!

Attraktive Büro- und Laborflächen im S2-Standard in Düsseldorf am Merowingerplatz

SCHWERPUNKTE

- Bio-/Gentechnologie • Medizintechnik
- Bioinformatik • Biopharmazie
- Nano-/Mikrotechnologien
- Optische Technologien • Neue Materialien

NUTZER

- Gründer • etablierte Firmen
- Forschergruppen • F&E-Institutionen
- Kapitalgeber • Steuerberater
- Branchenverbände

Nehmen Sie Kontakt zu uns auf: Life Science Center Düsseldorf · Dr. Thomas Heck · Merowingerplatz 1a
40225 Düsseldorf · Tel.: +49(0)211-60224610 · mail:heck@lsc-dus.de

Lisa-Maskell-Hörsaal getauft

Der Dekan der Philosophischen Fakultät, Prof. Dr. Bernd Witte, taufte am 17. Dezember den Hörsaal 3 F im Gebäude 23.21 auf den Namen Lisa-Maskell-Hörsaal. Die Philosophische Fakultät bringt damit die enge Verbundenheit mit der Gründerin der Gerda-Henkel-Stiftung zum Ausdruck.

1976 gründete Lisa Maskell zum Gedenken an ihre Mutter die Gerda-Henkel-Stiftung. Stiftungszweck ist die Förderung der Wissenschaft, vornehmlich der Geisteswissenschaften. Die Heinrich-Heine-Universität, besonders die Philosophische Fakultät, ist von der Gerda-Henkel-Stiftung stets großzügig gefördert worden. So wurde etwa der Lehrstuhl für Kunstgeschichte zunächst von der Stiftung finanziert, daneben gibt es

eine Vielzahl von Promotionsstipendien, Publikationsbeihilfen oder Tagungsmittel. Dekan Witte erklärte: „Ein großzügiges Beispiel der Förderungsbereitschaft der Stiftung stellt auch das laufende Editionsprojekt ‚Berichte rheinischer Gestapostellen‘ dar. Insofern ist die heutige Umbenennung dieses Raums in der Lisa-Maskell-Hörsaal lediglich eine Bestätigung der tiefen Verbundenheit der Heinrich-Heine-Universität mit der Gerda-Henkel-Stiftung.“

Den Festvortrag im übervollen Hörsaal hielt Prof. Dr. Hiltrud Westermann-Angerhausen zum Thema „Patrone, Kult und Repräsentation. Köln und die Heiligen Drei Könige“. Dr. Michael Hanssler sprach für die Gerda-Henkel-Stiftung ein Grußwort. V. M.



Kurz vor der Hörsaal-Taufe am 17. Dezember. Rechts im Bild Dekan Prof. Dr. Bernd Witte. Foto: Victoria Meinschäfer

HHU wechselte den Internet-Provider



Nach erheblichen Vorarbeiten durch das Universitätsrechenzentrum, aber im wesentlichen unbemerkt von ihren ca. 20.000 Internetnutzern, hat die Heinrich-Heine-Universität bereits Anfang Dezember 2003 den Internet-Provider gewechselt. Statt des DFN-Vereins versorgt nun der örtliche Provider ISIS die Hochschule mit Internetkonnektivität. Neben der erhöhten Ausfallsicherheit durch zwei voneinander unabhängige Anbindungen an den ISIS-Knoten schlagen insbesondere die Einsparungen zu Buche: im Jahre 2004 zahlt die Universität etwa 50 Prozent des Betrages, den sie 2003 für ihre Internetanbindung aufgewendet hat.

NEW

MSc Cognitive Neuroscience

Discover the human brain in action

University of Nijmegen, The Netherlands
www.cns.kun.nl / cns@cns.kun.nl

- psycholinguistics, perception & action, neurocognition
- 2 years: education and research integrated
- teaching and supervision by first-class researchers
- access to ultra modern neuro-imaging facilities

Studentenjobs gefragt wie nie - und immer seltener

Ob als Messehostess oder Nikolaus: Studenten jobben in vielen Berufen

VON ROLF WILLHARDT

Die Job-Suche am Schwarzen Brett des AStA frustriert so manchen. Hilfe bieten zwei Telefone. Eins für die Studenten, eins für den Arbeitgeber. Sie stehen in der Vermittlungsstelle des Arbeitsamtes auf dem Campus.

In dieser Außenstelle arbeitet Nicole Kramer seit zwei Jahren. „Der durchschnittliche Stundenlohn für Studentenjobs liegt zur Zeit zwischen sechs und acht Euro, die Grenzen nach oben sind allerdings offen“, berichtet sie. Die Bandbreite der Angebote? „Riesig. Ob Aushilfe bei der Inventur für acht Euro die Stunde, Verwaltung in einer Arztpraxis für zehn Euro bis zum legendären Weihnachtsmann-Job, für den es an Heiligabend pro Auftritt immerhin zwischen 60 und 150 Euro gibt.“ Dann sind da noch Möbelpacker, Aushilfen beim Messebau, beim Entrümpeln, in Call-Centern, in der Gastronomie; kaum eine Tätigkeit, die noch nicht im Angebot-Nachfrage-Hin-und-Her dabei war.

Zum Teil haben die Studenten schon Berufserfahrung, ob im Büro, als Arzthelferin, als Handwerker, aus der Bank. Fachkenntnisse sind jedoch nicht unbedingt Voraussetzung für einen Job. Andererseits, so Nicole Kramer, würden viele Arbeitgeber „ihre Studenten“ nach einem ersten Einsatz wieder anrufen, wenn sie mit ihnen zufrieden waren. „Und bei nicht wenigen kommt am Ende ein fester Arbeitsvertrag zustande“, erzählt die Job-Vermittlerin erfreut. Tatsache aber auch: Angesichts des sicheren Jobs schmeißt so mancher sein Studium hin.

Besonders zu Semesterbeginn stehen die Studenten Schlange vor ihrem Büro in Gebäude 23.02. Viele finanzieren sich das ganze Jahr über mit Jobs, auch in Düsseldorf sind es fast zwei Drittel aller Immatrikulierten. Und dann gibt es natürlich auch den klassischen Ferienjob



Klassischer Studentenjob: Kellnern in der Kneipe. Aber: Im letzten Jahr gab es ein Viertel weniger Angebote für Studentenjobs als 2002.

Foto: Bilderbox

im Sommer. „Einige wollen nur Geld verdienen, andere reizt aber auch die körperliche Arbeit.“ Kurzfristige Aushilfen und der Langzeitjob, so weiß Nicole Kramer aus Erfahrung, halten sich die Waage. Und Tagesjobs, einfache Hilfsarbeiten. Da sind allerdings Frühaufsteher gefragt: Die Jobs werden im Arbeitsamt an der Grafenberger Allee zwischen 7.30 und 9 Uhr vergeben.

So manch einer spekuliert auch auf mögliche Kontakte für die spätere Karriere und Namen, die sich gut im Lebenslauf machen. Besonders aktiv seien hier Studenten der Wirtschaftswissenschaften, Juristen und Pädagogen. Die kämen mit ganz konkreten Vorstellungen zu ihr,

wo sie gerne einen Job hätten.

Die Anrufe und das persönliche Vorstellungsgespräch in der Dependance des Arbeitsamtes auf dem Campus halten sich in etwa die Waage. Gerade der persönliche Eindruck sei ihr sehr wichtig, so Nicole Kramer, „nichts ist peinlicher als ein Anruf des Arbeitgebers unter dem Motto ‚Wen haben Sie mir denn da geschickt?‘“ Es gibt aber auch Rückmeldungen der Studenten, etwa, wenn die Zahlungsmoral des Arbeitgebers zu wünschen lässt. Dann gibt sie hilfreiche Tipps. Rund 1200 Studenten sind insgesamt in der Kartei des Arbeitsamtes erfasst; neben Nicole Kramer betreuen noch zwei weitere Mitarbeiter die Studenten-

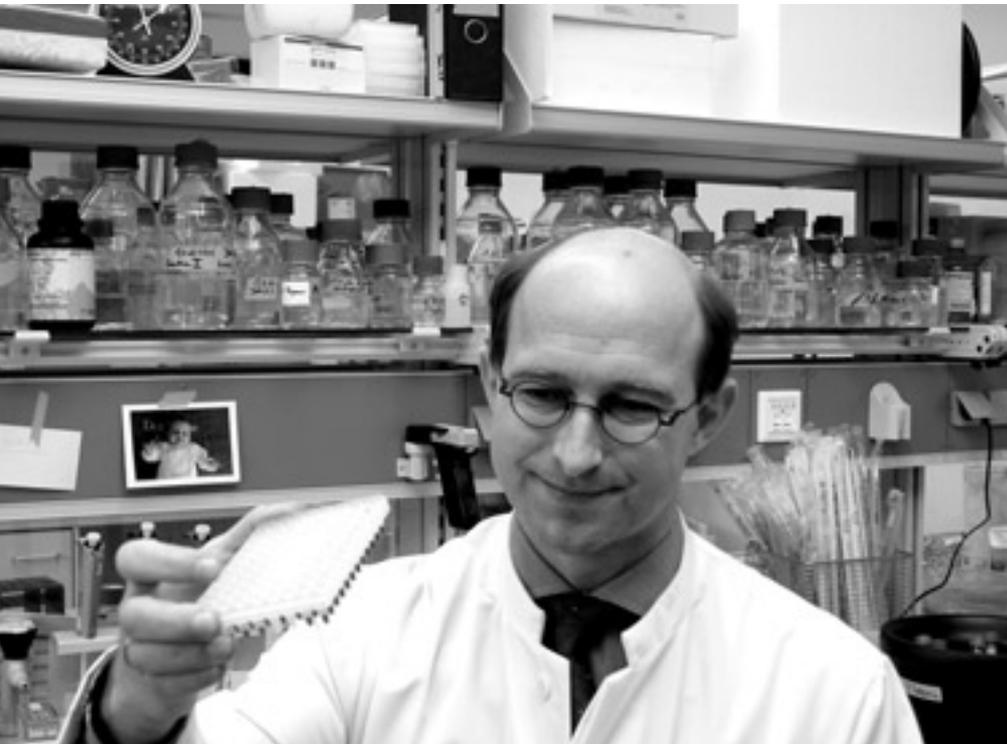
vermittlung, nicht auf dem Campus, sondern beim Arbeitsamt an der Grafenberger Allee.

Fest steht: Im letzten Jahr hat es rund ein Viertel weniger Angebote für Studentenjobs gegeben als im Jahr davor. Direkte Folge der allgemeinen Wirtschaftsflaute, „überall gibt es weniger Geld für Aushilfen.“

Informationen:
Arbeitsamt Düsseldorf
Vermittlungsstelle für Studenten,
Auf dem Campus: Gebäude 23.02,
Tel.: 0211-81-13271
Grafenberger Allee 300,
Tel.: 0211-692-133

Leibniz-Preis für Prof. Pfeffer

Mikrobiologische Grundlagenforschung für die Praxis



Leibniz-Preisträger Prof. Dr. Klaus Dieter Pfeffer, Direktor des Instituts für Medizinische Mikrobiologie, in seinem Labor. Fotos: Victoria Meinschäfer

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

Zum dritten Mal ist ein Wissenschaftler der Heinrich-Heine-Universität mit dem Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft ausgezeichnet worden: Prof. Dr. Klaus Dieter Pfeffer, Direktor des Instituts für Medizinische Mikrobiologie, wurde der Preis im Dezember 2003 zugesprochen. Er erhält damit für seine zukünftigen Forschungsarbeiten die Summe von 1,55 Millionen Euro an Fördermitteln.

Der Infektionsimmunologe und Mikrobiologe Pfeffer interessiert sich schon seit dem Studium für das Wechselspiel der Kräfte zwischen Immunsystem und Krankheitserregern: „Es ist faszinierend, wie Krankheitserreger über Jahrtausende Strategien entwickelt haben, das Immunsystem zu überwinden und wie dieses ausgeklügelte Abwehrmechanismen entwickelte, um die Erreger zu besiegen.“ Rund 40.000 Gene hat der Mensch, allein 10.000 da-

von haben nach der Einschätzung von Pfeffer eine wichtige Funktion für das Immunsystem. Welche Gene machen was und wie machen sie das?, ist die Frage, die den Mediziner antreibt.

Er beschreibt seine schwierige und nun auch ausgezeichnete Arbeit mit einem einfachen Bild: „Nachdem Krankheitserreger in den Körper eingedrungen sind, werden vom Immunsystem Botenstoffe gebildet. Die Botenstoffe sind wie Kurier, die an einem Palast, der Zelle, anklopfen und einen nahenden Feind, z. B. ein Bakterium, ankündigen“, erklärt er. „Der König, also der Zellkern, alarmiert nun die Soldaten, d. h. die Gene, die mit ihren Waffen (Antikörpern oder Enzymen) den Feind angreifen und möglichst vernichten.“ Will man dieses komplexe System nun genau verstehen, so muss man sich den einzelnen Genen widmen. Die Funktion von acht Genen hat Pfeffer in den zurückliegenden 10 Jahren mittlerweile weitgehend aufgeklärt, unter anderem Lymphotoxine, Tumor Nekrose Faktor und Interferone sowie ihre zellulären Rezep-

toren. Dazu arbeiten Pfeffer und sein Team meist mit Mäusen als Modellorganismen zur Analyse der Wirt-Pathogen-Beziehungen. Es ist jetzt bekannt, dass die Genome von Mensch und Maus weitgehend vergleichbar sind. Einzelne Gene der Maus werden ausgeschaltet und man beobachtet, wie sich das auswirkt, wenn die Maus mit Krankheitserregern infiziert wird. Dieses Ausschalten von Genen ist eine hoch komplizierte Prozedur, die in Deutschland nur wenige Labors beherrschen. Auf der Basensequenz der Doppelhelix hat jedes Gen eine eigene Buchstabenfolge. Nun stellen die Wissenschaftler im Reagenzglas einen kleinen Abschnitt der Helix her, bei der die Buchstabenfolge verändert ist, d. h. die ein defektes Gen kodiert. Diese defekte Kopie wird nun in eine Mäuse-Stammzelle eingefügt. Dies geschieht mittels eines kleinen Stromschlags, welcher ein winziges Loch in der Membran der Zelle erzeugt. Die künstlich hergestellte, defekte Kopie des Gens kann in den Zellkern wandern und sich nun an die Stelle des richtigen Gens in der Doppelhelix setzen. Wieso der Zellkern das defekte Gen in seine Doppelhelix aufnimmt, ist noch nicht endgültig geklärt.

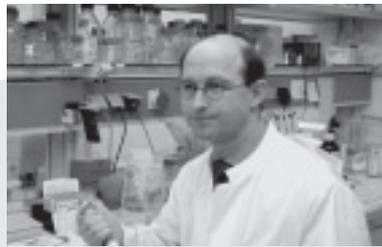
Wenn das Verfahren funktioniert, entstehen am Ende Chimären, d. h. Nachkommen von manipulierten Stammzellen, die als Eltern einer neuen Mauslinie mit veränderten Genen sich wiederum vermehren können. Die Mäuse werden nun Krankheitserregern ausgesetzt und die Mediziner beobachten, wie die Tiere darauf reagieren. Daraus können sie Schlussfolgerungen ziehen wie die Funktion des Immunsystems verändert ist.

An dieser Stelle ist auch der Bezug von Pfeffers Grundlagenforschung zur Praxis: Der Infektionsverlauf bei den Mäusen wird beobachtet und beschrieben. Mit diesen Daten kann man dann überprüfen, welche Patienten z. B. ähnliche Infektionsverläufe aufweisen. Das kann dann ein Hinweis auf den Defekt in einem bestimmten Gen sein, der eine angeborene Immunschwächekrankheit auslösen

kann. Rund zweieinhalb Jahre benötigt die Arbeitsgruppe von Pfeffer, um die Funktion eines Gens und die Wirkungsweise für die Abwehr zu entschlüsseln.

Pfeffer arbeitet meist mit Listerioseerregern, die als Modellorganismen für Tuberkulosebakterien dienen. „Listerien kommen z. B. in hygienisch nicht einwandfreiem Rohmilchkäse vor“, erklärt er, „die Infektion damit ist für den Menschen aber nicht so gefährlich, so dass man damit deutlich sicherer als mit Tuberkuloseerregern arbeiten kann.“ Verändert man Mäuse etwa so, dass sie kein TNF bilden können oder der Signalweg der Rezeptoren für TNF unterbrochen ist, und setzt sie Listerioseerregern aus, so kann man einen sehr schweren Krankheitsverlauf beobachten. TNF-Antikörper werden auch bei Menschen schon eingesetzt und zwar zur Behandlung von Rheuma. Patienten, die mit Antikörpern gegen TNF behandelt werden, reagieren hochgradig empfindlich auf Listeriose- und Tuberkuloseerregere. Dank Pfeffers Forschungen weiß man mittlerweile nun auch, warum das so ist und überwacht die Patienten unter Therapie sehr viel engermaschiger bzw. gibt bereits prophylaktisch Medikamente gegen die Tuberkulose.

Eine solche praktische Anwendung bringt aber immer auch Schwierigkeiten mit sich: „Gene haben nicht nur eine



Prof. Dr. Klaus Dieter Pfeffer

Prof. Dr. Klaus Dieter Pfeffer, geb. 1962, studierte Humanmedizin an der Universität Ulm und promovierte dort im Jahre 1988. Ein Jahr später war er unter anderem als Stipendiat bzw. Research Fellow am Ontario Cancer Institute in Toronto. Nach seiner Habilitation 1996 im Bereich Mikrobiologie und Immunologie an der Medizinische Fakultät der TU München trat er dort seine C3-Professur für Med. Mikrobiologie und Molekulare Infektionsimmunologie an.

Von 1988 bis einschließlich 2002 war Prof. Pfeffer Stellvertretender Institutsdirektor am Institut für Med. Mikrobiologie, Immunologie und Hygiene an der TU München. Im Oktober 2002 erhielt er einen Ruf auf die C4-Professur für Medizinische Mikrobiologie der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Er ist Direktor des Institutes für Med. Mikrobiologie. Im Dezember 2003 wurde Prof. Pfeffer mit dem Leibniz-Preis ausgezeichnet, die feierliche Verleihung der höchsten deutschen Wissenschaftsauszeichnungen durch den Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Prof. Dr. Ernst-Ludwig Winnacker, findet am 25. Februar 2004 in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften in Berlin statt.

Funktion“, erklärt Pfeffer, „und wenn man nun in ein Gen eingreift und daran etwas verändert, kann es nicht nur zu den gewünschten Wirkungen kommen, es können auch völlig unerwartete andere Auswirkungen eintreten.“ Deshalb bleibt dieser Forschungsansatz weiterhin sehr spannend und Pfeffer erwartet noch einige Überraschungen und neue Erkenntnisse in den nächsten Jahren.

Rund fünfzig Gene möchte der Mediziner in seinem Leben entschlüsseln, mit dem nun verliehen Leibniz-Preis, bzw. dem Preisgeld, kann er diesem Ziel ein gutes Stück näher kommen. Einen Teil der Fördermittel will er in neue Geräte investieren; Pfeffer benötigt eine Hochleistungs-Durchflusszytometer, ein Forschungsgerät, mit dem man die Auswirkungen der Genmanipulationen im Immunsystem besser untersuchen kann.

Den Preis empfindet er „als tolle Möglichkeit, die Forschungen voranzutreiben“, ist dabei aber auch geduldig: „Die Evolution hat sich Millionen Jahre Zeit genommen, um solche Mechanismen zu entwickeln, da können wir nicht erwarten, das in zehn Jahren zu entschlüsseln.“

Hintergrund

Erkrankungen durch Infektionserreger zählen weiterhin zu den bedeutenden Problemen der modernen Medizin. Die Entwicklung von effektiven Impfstoffen, die Einführung von neuen Antibiotika und die Verbesserung der hygienischen Standards haben zwar bereits zu einer Steigerung der Überlebenschancen bei Infektionserkrankungen geführt, trotzdem haben Infektionen in den letzten Jahrzehnten nichts an ihrer Bedeutung verloren. Laut der Weltgesundheitsorganisation sind ein Drittel aller Todesfälle auf Infektionen zurückzuführen. Insbesondere die zunehmende Entwicklung der (Multi-) Resistenzen von Erregern gegen etablierte antibiotische Substanzen, der zunehmende Ferntourismus verbunden mit der Exposition von exotischen Erregern und das Auftreten von neuen Infektionskrankheiten (Tuberkulose, Legionärskrankheit, erworbenes Immundefizienz-Syndrom [AIDS], variante Creutzfeldt Jakob Erkrankung [vCJD], severe acute respiratory syndrome [SARS] u.a.) stellen auch in Industrieländern gegenwärtig und zukünftig große Herausforderungen an die mikrobiologisch-immunologisch ausgegerichtete Grundlagenforschung.

Die Abwehr eines eingedrungenen Infektionserregers erfolgt durch das Immunsystem des Menschen. Wesentlich für das Überleben einer Infektion sind die Erkennung und die unverzügliche Verhinderung einer ungebremsten Vermehrung des Erregers im Körper. Dies erfolgt durch Bestandteile des angeborenen Immunsystem. Ein kritischer Vorgang bei der unmittelbaren Abwehr des Erregers ist die Bildung von Botenstoffen (Zytokinen) durch infizierte Zellen, die benachbarte Zellen alarmieren und anti-mikrobielle Abwehrsysteme aktivieren. Während der Evolution haben sich hochspezialisierte molekulare Mechanismen entwickelt, um die eingedrungenen Erreger abzutöten. Allerdings wurden auch auf Erregerseite evolutionär Strategien, d.h. Virulenzfaktoren, selektiert, welche die spezifischen Abwehrmechanismen des Körpers ausschalten oder umgehen können. Die Erforschung dieser, synoptisch als Wirt-Pathogen-Beziehung bezeichneten Vorgänge, auf molekularer Ebene erfolgt im Rahmen der modernen Infektionsimmunologie. Dabei zeigt sich, dass evolutionär zur Abwehr von Krankheitserregern entwickelte immunologische Erkennungs- und Effektormechanismen des Wirtes auch zentral die Abstoßung von transplantierten Organen oder, bei Deregulation, das Auftreten von Autoimmunerkrankungen bzw. einer Sepsis bedingen können.

K. D. P.

„Wir haben alle an einem Strang gezogen“

Acht Jahre war Prof. Ackermann Ärztlicher Direktor des Klinikums

VON ROLF WILLHARDT

Von 1995 bis Ende 2003 war der Urologe Prof. Dr. Rolf Ackermann Ärztlicher Direktor des Universitätsklinikums, mit knapp 1.400 Betten und 5.000 Mitarbeitern die größte medizinische Versorgungseinrichtung der Region. Die Bilanz.

Jetzt gibt es keine gelben Termine mehr im Kalender, nur noch grüne. Gelb stand für Ärztlichen Direktor, grün für die Urologie! Das Arbeitspensum sei allerdings gleich geblieben, so der Mediziner, der in diesem Jahr 63 wird. Die Rückschau?

„Ich war Weltmeister im Abreißen!“, schmunzelt Ackermann. Das alte Schlossmann-Haus, das Czerny-Haus, die Schwesternwohnheime: alte, marode Bausubstanz, - hier galt es, neu zu gestalten. Und es geschah etwas. In der Chirurgie wurden der OP-Trakt und die Intensiv-Station umgebaut, die Frauenklinik erhielt einen neuen Trakt und - nach 20 Jahren - wurden auch Teile der eigenen Räumlichkeiten saniert: die Neurochirurgie und die Urologie. Wer heute durch das Klinikum geht, der sieht einen imposanten Gebäudekomplex, fast einem Sanatorium des frühen 20. Jahrhunderts ähnlich. Und innen drin Hochleistungsmedizin und Patientenkomfort.

A propos Bauen: Natürlich, das Klinische Zentrum II, - ein Dauerthema. Würde es kommen? Es gab Auseinandersetzungen. Schließlich der Durchbruch. „Das war einer meiner wichtigsten Erfolge“, so der international renommierte Urologe, „dass wir das im Konzept durchgesetzt haben. Das hat unsere Klinik wirklich weitergebracht.“

Ebenso Teil der Erfolgsbilanz Ackermanns: Es gab keine betriebsbedingten Kündigungen, als 2001 das Klinikum in eine Anstalt des öffentlichen Rechts umgewandelt wurde. Die Ängste im Personal waren natürlich enorm. „Wir haben alle an einem Strang gezogen. Wir waren eine Solidargemeinschaft, das prägt. Eines der wichtigsten Ziele war und ist es, das Universitätsklinikum weiterhin in enger Bindung zur Universität zu halten“, erinnert sich Ackermann.

Das Spektrum der klini-

schen Versorgung ist in den letzten Jahren zu einem Netzwerk geworden. Es gab eine Vielzahl von Neubesetzungen von Lehrstühlen (z.B. Allgemeine Pädiatrie und Kieferchirurgie), mit denen neue Akzente gesetzt wurden. Immer mit dabei natürlich der Ärztliche Direktor, und das in engstem Kontakt zum Dekan der Medizinischen Fakultät („das war eine sehr intensive Zusammenarbeit mit dem Kollegen Labisch, unserem heutigen Rektor“).

Bittere Stunden? „Natürlich der so genannte Blutskandal“, so Ackermann rückblickend. Er erinnert sich noch sehr gut an die Pressekonferenz, als Journalisten ihn fragten „Zeigen Sie mal, wie abgequetscht wird!“, und der Ärztliche Direktor mit einem Blutbeutel ganz neutral das Verfahren demonstrierte. Ackermann und der damalige Rektor Kaiser, - beide begleiteten diese schweren Stunden der Universität mit schonungsloser Offenheit zur Informationspflicht und großer menschlicher Betroffenheit. Auch das gehörte zum Amte.

Und dann natürlich die wirtschaftliche Lage. Das Universitätsklinikum stand nicht besonders gut da, als Ackermann 1995 den Posten übernahm. Es gab Turbulenzen in der kaufmännischen Führung, mehrfachen Wechsel. Aber: „In der Bilanz notieren wir jetzt wieder schwarze Zahlen“, so Ackermann. Ein gutes Gefühl für den bekennenden und praktizierenden Schwaben. „Wir haben das vor allem mit den Lehrstuhlinhabern geschafft. Ohne sie und ihre Kooperation wäre das in dieser schwierigen wirtschaftlichen Situation damals nie möglich gewesen.“

Was macht der langjährige Ärztliche Direktor im Jahr 2004? „Natürlich nichts anderes als bisher auch. Ich bin Klinikchef der Urologie!“ Und da steht vieles an, Ackermanns Klinik gehört zu den herausragenden Häusern deutschlandweit. Stichwort „Kompetenzzentrum Prostata“: „Da kommt einiges auf uns zu, und da freu' ich mich drauf!“



SFB 575 wurde verlängert

Der Sonderforschungsbereich 575 „Experimentelle Hepatologie“ an der Heinrich-Heine-Universität ist von der Deutschen Forschungsgemeinschaft um weitere vier Jahre verlängert worden. Prof. Dr. Dieter Häussinger, Direktor der Klinik für Gastroenterologie, Hepatologie und Infektiologie und Sprecher des SFB, zeigte sich erfreut über die positive Begutachtung. Mittel in Höhe von gut 7 Millionen Euro stehen den Forschern in den nächsten vier Jahren zur Verfügung.

Der Sonderforschungsbereich ist seit November 2000 an der Heinrich-Heine-Universität und beschäftigt sich mit der Erforschung der Funktion der gesunden



Prof. Dr. Dieter Häussinger

und kranken Leber auf molekularer-, zellbiologischer und auf der Organebene. Mittlerweile hat er schon eine Vielzahl von Ergebnissen hervorge-

bracht. Neben Erfolgen in der Grundlagenforschung sind hier auch schon Ergebnisse für die praktische Arbeit an den Patienten erzielt worden: So wurde ein Gerät zur Diagnose der hepatischen Enzephalopathie entwickelt, einem neuropsychiatrischen Krankheitsbild wechselnder Schwere, das im Gefolge chronischer Lebererkrankungen auftritt und zur Beeinträchtigung von Leistungsfähigkeit und Lebensqualität der Betroffenen führt. Mit Hilfe der Flimmersequenzanalyse ist die Diagnose dieser Krankheit nun am Krankenbett möglich. Die Düsseldorfer Neuentwicklung wurde auf der Medica ausgestellt.

Weitere Ergebnisse sind die Entdeckung derjenigen Struktur in den Zellen, die den Wasserhaushalt der Zelle steuert und die Aufdeckung grundlegender Mechanismen, wie bestimmte Signalketten die Gallensekretion steuern.

Mit der Verlängerung wurde der Sonderforschungsbereich auch noch einmal erweitert: In 20 Teilprojekten arbeiten Forscher aus unterschiedlichen Disziplinen der Heinrich-Heine-Universität und des Forschungszentrums Jülich, 30 Arbeitsplätze, insbesondere für den wissenschaftlichen Nachwuchs, wurden geschaffen. Victoria Meinschäfer

Fettzellen und Bluthochdruck

Ein Team um die Düsseldorfer Zellbiologin Dr. Monika Ehrhart-Bornstein vom Deutschen Diabetes Forschungsinstitut an der Heinrich-Heine-Universität hat in Zusammenarbeit mit ihrem Mann, Prof. Dr. Stefan Bornstein (Klinik für Endokrinologie), herausgefunden, dass ein direkter Zusammenhang zwischen menschlichen Fettzellen und Hormonen besteht, die Bluthochdruck hervorrufen.

„Fettzellen produzieren Substanzen, die direkt den Ausstoß des Hormons Aldosteron aus der Nebenniere bewirken. Und das ist für Bluthochdruck verantwortlich“, so die Teamleiterin. „Es ist bekannt, dass dicke Menschen meistens auch einen hohen Blutdruck haben. Aber der Zusammenhang war bislang nicht erforscht.“

Die Düsseldorfer Wissenschaftler fanden erstmals heraus, dass Fettzellen stimulierende Moleküle produzieren. Sie isolierten Fettzellen und untersuchten, ob deren Sekretionsprodukte im Laborversuch die Ausschüttung von Aldosteron aus Nebennierenzellen anregen würden. Ergebnis: Die Absonderungen der Fettzellen steigerten die Aldosteron-Produktion enorm. Welche Moleküle das genau bewirken ist noch unbekannt, sie sind noch nicht identifiziert. Dr. Ehrhart-Bornstein konnte jedoch einige bekannte Moleküle ausschließen, was wiederum darauf schließen lässt, dass eventuell bislang unbekannte Hormone die Verursacher sind.

Die Düsseldorfer Forschungen, so Artikel in internationalen Fachzeitschriften, könnten neue Wege in der Behandlung von Bluthochdruck bei Fettleibigkeit, einer globalen Massenkrankheit, öffnen.

Die Arbeit wurde publiziert in den Proceedings of the National Academy of Sciences 2003, 100: 14211 - 14216 und u. a. in Science online kommentiert.

R. W.

Kontakt: Dr. Monika Ehrhart-Bornstein, Tel. 0211-3382-202



Dr. Monika Ehrhart-Bornstein

Neue Sprechstunde für Kinder

Die Hautklinik und die Kinderklinik der Heinrich-Heine-Universität haben seit Dezember letzten Jahres eine gemeinsame Sprechstunde für Pädiatrische Dermatologie.

Hautkrankheiten können bei Kindern einerseits in völlig anderen klinischen Erscheinungsformen als bei Erwachsenen auftreten, andererseits werden bei Kindern typische Hautkrankheiten beobachtet, die bei Erwachsenen nur in Ausnahmefällen vorkommen. Da sich die Eigenschaften der kindlichen Haut deutlich von denen der Erwachsenenhaut unterscheiden, wird für die Behandlung der hautkranken Kinder eine besondere Expertise benötigt. In Deutschland besteht leider vielfach noch immer eine

ungenügende Versorgung auf dem Gebiet der Pädiatrischen Dermatologie. Um nun im Raum Düsseldorf eine optimale Beratung, Diagnostik und Therapie sicherzustellen, haben Haut- und Kinderärzte am Universitätsklinikum Düsseldorf nun erstmals ihre Kompetenzen auf diesem Gebiet gebündelt und eine gemeinsame Sprechstunde für Pädiatrische Dermatologie eingerichtet. Ansprechpartner sind Priv.-Doz. Dr. Roland Kruse (Hautklinik) und Oberarzt Dr. Thomas Meissner (Klinik für Allgemeine Pädiatrie I).

Nähere Informationen zur Terminvereinbarung sind unter der Tel.-Nr. 02 11/8 11-76 02 zu erhalten.

Herzrhythmusstörungen erkennen und behandeln

Vor zwanzig Jahren wurde der erste Defibrillator eingesetzt

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

Am 18. Januar 1984 wurde im Universitätsklinikum Düsseldorf erstmals in Deutschland ein Defibrillator implantiert. Prof. Dr. Wolfgang Bircks setzte einem 43-jährigen Patienten das Gerät, das schnelle Herzrhythmusstörungen insbesondere Kammerflimmern erkennen und beseitigen kann, ein.

Defibrillatoren, die von außen angewendet werden, kennt jeder aus amerikanischen Krankenhausfernsehserien. Zwei bügeleisengroße Geräte werden dem Patienten auf den Brustkorb gelegt und mit einem Stromschlag regen sie das Herz wieder zum regelmäßigen Schlagen an. Mit dem Implantable Cardioverter/Defibrillator (ICD) kann man dem Patienten nun ein Gerät einsetzen, das das Herz ständig überwacht und zu geordneten Aktionen zwingt, sobald eine Rhythmusstörung wahrgenommen wird. Allein 300 solcher Geräte wurden in der Klinik für Thorax- und Kardiovaskuläre Chirurgie (Direktor: Prof. Dr. Emmeran Gams) in Zusammenarbeit mit der Klinik für Kardiologie, Pneumologie und Angiologie (Direktor: Prof. Dr. Bodo-Eckehard Strauer) im Universitätsklinikum, das als überregionales Kompetenzzentrum gilt, im Jahr 2003 implantiert. 60 bis 90 Gramm wiegt so ein zwischen 80 und 90 cm großes Gerät, 1984 sah das noch etwas anders aus.

Bircks – heute 76 – implantierte damals ein 250 Gramm schweres, acht mal fünf Zentimeter großes Gerät. Die Operation war nicht ungefährlich, musste doch der Brustkorb geöffnet und die Elektroden direkt auf das Herz aufgenäht werden. Der ICD wurde in die Bauchdecken gelegt, rund zweieinhalb Stunden dauerte damals die Operation, durch die der Patient noch zwölf Jahre überlebte. Das Verfahren war 1980 erstmals an der John Hopkins Universität in dem USA erprobt worden, nur vier Jahre später gelang Prof. Dr. Bircks die erste Operation in Deutschland.



Viele Erkrankungen können Herzrhythmusstörungen auslösen: Der Defibrillator wird zur Lebensversicherung.

Durch die verbesserte Technik wurde das Einsetzen von Defibrillatoren in den neunziger Jahren deutlich einfacher. Die Operation am freigelegten Herzen entfiel, der ICD wird ähnlich wie ein Herzschrittmacher unter den Brustmuskel eingesetzt, die Elektroden werden über das Venensystem in das Herz gelegt. Außerdem sind die Geräte nun programmierbar: Weil jede Herzrhythmusstörung anders ist, muss der ICD für jeden Patienten speziell eingestellt werden. Bis 1988 war es dazu nötig, die Geräte einzeln auf den jeweiligen Patienten zugeschnitten in den USA anfertigen zu lassen, seither sind die Geräte von außen programmierbar und individuell einzustellen.

Herzrhythmusstörungen sind keine Seltenheit. Etwa 50 Prozent aller Menschen, die aus kardiovaskulären Ursachen sterben, erleiden einen plötzlichen Herztod, d.h. der Tod tritt eine Stunde nach dem Einsetzen akuter Symptome mit oder ohne Vorliegen kardialer Ursachen ein. Viele Erkrankungen können Herzrhythmusstörungen auslösen, neben den koronaren Herzkrankungen auch entzündliche oder degenerative Herzmuskelerkrankungen, elektrische Anomalien des Herzens oder angeborene oder erworbene Herzfehler. Für Patienten, die einen plötzlichen Herztod überlebt haben, stellt der ICD eine Lebensversicherung dar.

**Für weitere Informationen:
Prof. Dr. Joachim Winter,
181/18332, -17376, -17355**



Die Augen der Mutter als Spiegel der Seele

Fachtagung zur psychosozialen Prävention bei Kindern

VON ROLF WILLHARDT

In Düsseldorf bestehen zahlreiche Institutionen und Einrichtungen, Projekte und Initiativen, die sich mit dem Thema der „bindungsorientierten Prävention“ im Kindes- und Jugendalter befassen. Ziel einer Tagung in der Universität: eine konzertierte Aktion für Allein-Erziehende.

Die Frage nach wirksamen Präventionsmaßnahmen stellt sich aktuell auch bei zunehmender sozialer Armut, Verwahrlosung und Gewaltbereitschaft in den Schulen. Die Stärkung der Eltern-Kind-Beziehung besitzt hierbei vorrangige Bedeutung, um psychische Krankheiten im Jugend- und Erwachsenenalter zu vermeiden.

Das Klinische Institut für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf hat nun gemeinsam mit dem Institut für Seelische Gesundheit und Prävention Düsseldorf e.V. (ISGP) zu diesem Thema am 16. Januar 2004 ganztägig die erste Düsseldorfer Fachtagung „Bindung - Trauma - Prävention“ durchgeführt. Die Veranstaltung selbst, die erste dieser Art in einer deutschen Kommune, hatte zwei Schwerpunkte: Sie sollte einerseits den Angehörigen psychosozialer Berufe aktuelle Forschungsergebnisse und konkrete Präventionsprojekte in Düsseldorf vorstellen, andererseits den an diesem Thema arbeitenden Menschen Gelegenheit zum Austausch und zur Zusammenarbeit geben. Ziel war es, ein handlungsfähiges Netzwerk für Düsseldorf zu schaffen.

Prof. Dr. Matthias Franz (Klinisches Institut für Psychosomatische Medizin und Vorstand des ISGP) war als Hauptinitiator dieser Veranstaltung verblüfft über die riesige Resonanz: Über 400 Teilnehmer kamen, darunter Mediziner, Psychotherapeuten, Mitarbeiter von Beratungseinrichtungen, Kindergärten, städtischen Ämtern, klinischen Einrichtungen und Krankenkas-

sen; viele Anmeldungen konnten aus Platzgründen nicht mehr berücksichtigt werden.

Prof. Franz: „Alle Einflüsse, die dazu beitragen, das primäre Bindungsumfeld des Kindes zu belasten, verschlechtern nachweislich die psychosoziale Langzeitprognose der betroffenen Kinder - mit hohen und wachsenden Folgekosten.“ Psychosomatische und psychische Erkrankungen und Verhaltensstörungen

im Kindes- und Jugendalter treten besonders häufig auf

nach der Trennung der Eltern. In Deutschland wachsen knapp 20 Prozent aller Kinder bei nur einem Elternteil auf, in 85 Prozent bei der Mutter. Etwa 600.000 dieser Kinder sind unter sechs Jahren. Eine Düsseldorfer Studie belegt eine erhöhte soziale, gesundheitliche und seelische Beeinträchtigung dieser Mütter und ihrer Kinder. Prof. Franz: „Wenn die Mutter leidet, fühlt das Kind unweigerlich mit! Rund ein Drittel aller allein erziehender Mütter sind psychisch erheblich belastet. Babys saugen nicht nur an der Brust der Mutter, das Gesicht der Mutter ist für das Kleinkind das wichtigste Display in seinem Universum. Die Augen der Mutter sind der Spiegel der Seele.“

Wie wichtig gerade in den ersten 18 Monaten die Mimik der Mutter für die emotionale Entwicklung des Kindes ist, haben Untersuchungen mit Filmaufnahmen gezeigt.

Familiäre Desintegration, die Abwesenheit der Mutter oder des Vaters, Erfahrungen sexueller oder körperlicher Gewalt, die emotionale Ablehnung oder Vernachlässigung des Kindes oder, so Franz, „die hinter materieller Wohlstandsverwahrlosung wal-



In Deutschland wachsen knapp 20 Prozent aller Kinder bei nur einem Elternteil auf, in 85 Prozent bei der Mutter. Etwa 600.000 sind unter sechs Jahren. Kinder als „Container eigener Konflikte“?

tende Gleichgültigkeit gegenüber seinen Beziehungs- und Entwicklungsbedürfnissen“ sind empirisch belegte Risikofaktoren für die seelische Gesundheit auch im späteren Leben. Für viele Eltern sind Kinder „Container eigener Konflikte“. Und oft ist Gewalt im Spiel. In Deutschland werden heute, so Untersuchungen, bis zu 15 Prozent aller Kinder schwer misshandelt.

Wenige Tage vor Beginn der Veranstaltung hatte Bundesfamilienministerin Renate Schmidt gefordert, lokale Bündnisse für mehr Familienfreundlichkeit in den Städten und Gemeinden zu gründen. In Düsseldorf ist man nun bereits so weit: In Kooperation mit dem Gesundheitsamt hat das Klinische Institut für psychosomatische Medizin eine Initiative für Allein-Erziehende in den Kindergärten ins Leben gerufen. Das Gruppenprogramm soll unterstützen, begleiten und helfen. Ab März werden Erzieherinnen und Angehörige psychosozialer Berufe geschult. Fernziel: eine speziell ausgebildete Erzieherin in jedem Kindergarten der Stadt.

Informationen: Prof. Dr. Matthias Franz, Tel. 0211/81-1 83 38

Prof. Krutmann neuer Prodekan

Prof. Dr. Jean Krutmann, Direktor des Instituts für Umweltmedizinische Forschung an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf gGmbH, ist zum Prodekan der Medizinischen Fakultät gewählt worden.

Prof. Krutmann, geb. 03.04.1959 in Menden, Märkischer Kreis, studierte von 1979 bis 1985 Medizin an der Universität Münster, machte 1985 das Medizinische Staatsexamen, 1986 erfolgte die Promotion zum Dr. med. (mit „sehr gut“). 1985 bis 1987 war er Postdoc Research Associate im Labor für Photoimmunologie & Immundermatologie, Case Western Reserve University, Cleveland, Ohio, USA, dann Postdoc als DFG-Ausbildungsstipendiat im Labor für Zellbiologie Uni-

versitäts-Hautklinik Wien, Österreich. 1989 bis 1994 war Krutmann Assistent/Oberarzt an der Universitäts-Hautklinik Freiburg, 1992 erfolgte die Habilitation für Dermatologie und Venerologie, 1994 bis 2001 hatte er eine C3-Professur am Labor für Dermatologie, Medizinische Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, inne und war stellvertretender Direktor der Univ.-Hautklinik.

2001 erhielt er einen Ruf auf das Ordinariat für Umweltmedizinische Forschung der Medizinischen Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf und dem damit verbundenen Amt des Direktors des Instituts für Umweltmedizinische Forschung (IUF) an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf gGmbH.

Farbige Tumore lassen sich leichter entfernen

Neue Operationsmethode bringt Hoffnung bei Hirntumoren

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

Fünf von 100.000 Menschen in Deutschland erkranken an einem bösartigen Hirntumor. Die malignen Gliome kündigen sich durch starke Kopfschmerzen, Lähmungserscheinungen oder epileptische Anfälle an. Gerade bei dem hirneigenen Tumor sind die Prognosen schlecht, es ist kaum möglich, die schnell wachsende Geschwulst komplett zu entfernen.

Das Problem liegt dabei im Übergang zwischen Tumor und Hirngewebe, hier ist die Abgrenzung nur sehr schwer möglich. Bislang bedeutete das, dass man lieber weniger als mehr entfernte, um auf keinen Fall das Hirn (neurologische Funktionen) zu zerstören. Das hieß aber auch, dass unter Umständen relativ viel vom Tumor stehen blieb und er sehr schnell nachwachsen konnte.

Privatdozent Dr. Walter Stummer (Neurochirurgische Klinik) ist es nun gelungen, eine Substanz zu entwickeln, die die Hirntumore einfärbt. Trinken die Patienten vor der Operation eine Substanz mit dem Na-

men 5-ALA (5-Amino-Lävulic-Acid), so fluoreszieren die Tumoren, wenn sie mit ultraviolettem Licht bestrahlt werden. Dem Chirurgen ist es somit möglich, genau zwischen Tumor und Hirn zu unterscheiden. 5-ALA ist eine körpereigene Substanz, die bevorzugt im Gewebe maligner Gliome zu einem stark fluoreszierenden Farbstoff umgewandelt wird, dem Protoporphyrin IX. Dieser, unter blau-violettem Licht stark leuchtende Farbstoff, erlaubt nun die bessere Abgrenzung von Tumorgewebe, wodurch die Operationen sicherer und vollständiger werden.

Die Anwendung dieser Substanz erfolgt bislang im Rahmen von Studien, rund 360 Patienten sind bereits so behandelt worden. Konnte bisher bei etwa 20 Prozent der Eingriffe der Tumor komplett entfernt werden, so sind es nach der neuen Methode 70 bis 80 Prozent.

Für weitere Informationen:
PD Dr. Walter Stummer 0211/81-19727,
stummer@med.uni-

Klinische Onkologie

Das Tumorzentrum der Universitätsklinik Düsseldorf (Leiter: Prof. Dr. Rüdiger Haas) veranstaltet in Zusammenarbeit mit den onkologischen nationalen Fachgesellschaften vom 11. bis zum 15. Februar 2004 zum vierten Mal eine deutschsprachige Weiterbildungsveranstaltung mit dem Thema „Klinische Onkologie 2004/05“.

Die Organisationsleitung übernimmt in bewährter Weise Prof. Dr. Stephan Roth von der Klinik für Strahlentherapie. Die Fortbildung soll über die neuesten Entwicklungen und den aktuellen Wissensstand der Krebstherapie informieren. Besonderheit ist der interdisziplinäre Charakter der Veranstaltung, der sich in einer gleichen Referenzanzahl von Internisten, Chirurgen, Pathologen, Gastroenterologen, Gynäkologen, Dermatologen, HNO-Ärzten und Strahlentherapeuten äußert.

Schwerpunktbereiche sind die HNO-Onkologie, die Dermatologische Onkologie, die Onkologische Gastroenterologie sowie die Krebstherapie in Urologie, Internistischer Onkologie und Gynäkologie.

So informieren direkt am ersten Tag PD Dr. Inge Haas, Düsseldorf, und Prof. Gregoire, Brüssel, über Diagnostik und Therapie beim CUP-Syndrom.

Aus dem Fach der onkologischen Gastroenterologie wird es unter anderem einen Vortrag geben, der den Einsatz neuer endoskopischer Therapieverfahren vorstellt.

Die Urologen präsentieren verschiedene aktuelle Behandlungsmethoden bei Hoden-, Prostata- und Blasenkrebs. Weitere Informationsveranstaltungen befassen sich mit Therapie und Diagnose von Brustkrebs sowie neuer Heilverfahren bei Leukämieerkrankungen. Zusätzlich wird auch auf Epidemiologie, Molekulargenetik und Diagnostik eingegangen.

Insgesamt werden etwa 900 vorwiegend onkologisch spezialisierte Kollegen erwartet. Die Fortbildung findet im Hörsaal 13A der MNR-Klinik statt. Eine Teilnahmegebühr von 30 Euro pro Tag beinhaltet Mittagessen und Kaffeepausen. Weitere Informationen sowie das komplette Fortbildungsprogramm gibt es auf der Homepage der Universität: www.uni-duesseldorf.de/tumorzentrum. J. S.

Dürfen Leberkranke noch Auto fahren ?

Düsseldorfer Studie zur hepatischen Enzephalopathie

VON ROLF WILLHARDT

In Deutschland leiden zwischen 1,5 bis zu zwei Millionen Menschen an einer chronischen Lebererkrankung, etwa eine Million an einer Leberzirrhose. In deren Rahmen kann sich eine so genannte hepatische Enzephalopathie entwickeln, eine Funktionsstörung des Gehirns mit fatalen Folgen: Schläfrigkeit, Bewusstseinsbeeinträchtigung, Orientierungslosigkeit, Konzentrationsverlust, Persönlichkeitsveränderung. Welche Folgen ergeben sich für den Straßenverkehr?

Wie steht es um die Fahrtüchtigkeit zirrhotischer Patienten? Bislang gibt es drei Studien hierzu, alle mit unterschiedlichen Ergebnissen. Eine Untersuchung des deutschen TÜV von 1983 besagt, dass 75 Prozent aller Patienten mit Leberzirrhose Einschränkungen ihrer Fahrtüchtigkeit bemerkten. Eine japanische Arbeitsgruppe fand bei nur 35 Prozent der Erkrankten Auffälligkeiten. Eine US-Studie stellte 1994 bei Realtestversuchen, also bei Fahrtests im Auto, absolut keine Einschränkungen der aktuellen Verkehrstüchtigkeit im Straßenverkehr fest. Was ist nun richtig?

Jetzt führt eine Arbeitsgruppe der Klinik für Gastroenterologie, Hepatologie und Infektiologie der Heinrich-Heine-Universität (Direktor: Prof. Dr. Dieter Häussinger) eine neue, großangelegte Studie in Zusammenarbeit mit der Bundesanstalt für Straßenwesen durch. Sie findet statt im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 575 „Experimentelle Hepatologie“ (siehe Seite 13 in diesem MAGAZIN) und wird geleitet von Dr. Gerald Kircheis.

„Unser Ziel sind objektive Testverfahren, objektive Kriterien für den Arzt und Gesetzgeber“, so der Mediziner. „Die Frage ist, ob man die jetzt geltenden Richtlinien überprüfen muss.“

Durchgeführt wird die Studie, für die ca. 150 Probanden (50 bis 70 Zirrhose-Patienten, der Rest Kontrollprobanden) benötigt werden, in drei Schritten:

Erstens mit einer Computerpsychometrie, die dem TÜV-Test („Idiotentest“) entspricht. Sie dauert je nach Leistung zwischen einer halben und einer Stunde. Getestet werden Belastbarkeit, Orientierungsleistung, Konzentration, Aufmerksamkeit und Reaktionsfähigkeit. Dann geht es zu einem Fahrsimulator, einem echten Smart-Auto, durch dessen Windschutzscheibe eine Computersimulation erscheint. Schließlich die Realsimulation: eine Fahrt auf dem Verkehrsübungsplatz in Kaarst.

Alle diese Testverfahren werden mit der Flimmerfrequenz-Analyse verglichen: Bei ihr kann mit einem Messgerät zur Augenfunktion die leberbedingte Hirnfunktionsstörung diagnostiziert werden (siehe MAGAZIN 2/2003). Das Verfahren hat ein

Team der Häussinger-Klinik entwickelt, es wurde unlängst auf der MEDICA vorgestellt und mit großem internationalem Interesse aufgenommen.

„Hepatische Enzephalopathie liegt dann vor, wenn mindestens zwei Tests pathologisch sind“, so Kircheis. „Aufmerksamkeit und Reaktionsschnelligkeit sind enorm gemindert und entsprechen etwa einem Blutalkohol von einer Promille, bei der manifesten hepatischen Enzephalopathie liegt absolute Fahruntüchtigkeit vor.“

Bis Ende des Jahres sollen die Ergebnisse der Studie, die seit September 2003 läuft, veröffentlicht werden. Die Konsequenzen? Möglich wären entsprechende Tests zum Beispiel bei der Führerscheinprüfung oder bei Kontrollen.

Wer Interesse hat, sich an der Studie als Kontrollproband zu beteiligen: Informationen unter Tel. 0174 - 9 22 65 35



Dr. Gerald Kircheis, Leiter der Studie, im Smart-Fahrsimulator auf dem Campus. Plötzlich springt ein Reh „auf die Straße“. Wie ist die Reaktionsgeschwindigkeit?

Foto: Annette Smieja

Triviale Logik im Mittelalter

Wissenschaftler der HHU gibt mittelalterliche Logikschriften heraus



*„Mein teurer Freund, ich rat Euch drum
zuerst Collegium Logicum.
Da wird der Geist Euch wohl dressiert,
in Spanische Stiefel eingeschnürt,
daß er bedächtiger so fortan
hinschleiche die Gedankenbahn“
(Goethe, Faust I)*

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

Eine Ausbildung in Logik schnürt den Geist ein? Ganz im Gegenteil, meint Prof. Dr. Christoph Kann. Er hält die Logik auch oder gerade heute für einen interessanten Studienschwerpunkt, der das interdisziplinäre Interesse bedienen kann.

Eines seiner Fachgebiete ist die mittelalterliche Logik, die damals ein Teil des Triviums, also der allgemeinen universitären Ausbildung, war, die alle Studenten durchlaufen mussten. „Die mittelalterliche Logik ist an Aristoteles orientiert, sie arbeitet vielfach mit Syllogismen und deckt Fehlschlüsse auf.“ Einfaches Beispiel: Mensch ist einsilbig. So-

krates ist Mensch. Conclusio: Sokrates ist einsilbig. „Um den Fehler in einem solchen Schluss aufzudecken, muss man die Sätze und ihre Verweisungstermini analysieren. Das leistet die mittelalterliche Suppositionstheorie“, erklärt Kann.

Der Logikausbildung wurde im Mittelalter eine wichtige Bedeutung beigegeben, es gab eine Vielzahl von Lehrtexten, die den Studenten das Thema näher brachten. Heute wären diese Texte fast vergessen, würden sie nicht von einigen wenigen Wissenschaftlern wie Prof. Kann kritisch ediert und kommentiert. William of Sherwoods „Einführung in die Logik“ war der erste Band, den Kann gemeinsam mit seinem akademischen Lehrer, dem Düsseldorfer





Theologia, Petrus Lombardus und die sieben freien Künste.
Holzschnitt, Ende 15. Jahrhundert.



Philosophen Hartmut Brands, übersetzt und in einer kommentierten Studienausgabe 1995 herausgebracht hat. Gegenwärtig arbeitet er am zweiten Band, den „Syncategoremata“, ein Buch über „mitbezeichnende Sprachzeichen“ bzw. logische Funktoren. So wie Kann sich schon als „logikinteressierter Lateinstudent“ für das Thema erwärmte, so hat er nun als Philosophieprofessor mit Raina Kirchhoff eine Nachwuchswissenschaftlerin gefunden, die mit ihm gemeinsam diese schwierige Aufgabe bearbeitet.

Außerdem bereitet Kann mit auswärtigen Fachkollegen die Herausgabe dreier logischer Traktate von Thomas Mauleveld vor, die im 14. Jahrhundert an den

wichtigen Universitäten Europas verbreitet waren. Die Traktate sollen 2004 erscheinen, danach die „Syncategoremata“.

Was reizt an der Arbeit mit mittelalterlichen Schriften zur Logik? Für Kann ist es die Interdisziplinarität: „Wer solche Schriften herausgeben will, muss über weit reichende Logikkenntnisse verfügen, mit lateinischer Philologie vertraut sein und mittelalterliche Handschriften mit ihren vielen Kürzeln lesen können, d. h. sich in Paläographie auskennen. Außerdem ist die Logik immer noch die Zubringerdisziplin für die Alltagsargumentation, ihre Funktion als Grundlagenwissenschaft ist heute noch so aktuell wie im Mittelalter.“

Von Luxusautos und Damendessous

Ein „etwas anderes“ Seminar bei den Wirtschaftswissenschaftlern

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

Was haben ein Luxusauto und Damenwäsche miteinander zu tun? An beiden Gegenständen lernen Studierende der Wirtschaftswissenschaften derzeit viel über Markenkommunikation, beide sind Thema in einem „Projektseminar Markenmanagement“ in der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, das Dr. Sabrina Helm gemeinsam mit der Markenberatung Grey durchführt.



Dr. Sabrina Helm (Lehrstuhl Prof. Dr. Bernd Günter) und Bernd Michael, CEO (Chief Executive Officer) von Grey Global Group, gestalten das Seminar. Damit sich die Studierenden auch einmal ganz praktisch mit Marken

beschäftigen, hat Grey zwei Themenvorschläge gemacht. In kleinen Teams bearbeiteten sie zunächst die Kommunikationsstrategien, die VW beim Luxuswagen Phaeton angewendet hat, und wandten sich danach dem Damenwäschemarkt zu. Beide Themen wurden gewählt, da diese unterschiedlichen Fragestellungen den Studierenden die ganze Bandbreite des Markenmanagements vorstellen. „Grey sorgt für den Unterbau“, berichtet Sabrina Helm, „sie haben uns Studien und Marktanalysen zur Verfügung gestellt und dafür gesorgt, dass die Informationsbasis der

Studierenden gut ist.“ Diese haben

dann zunächst in einigen Sitzungen die Kommunikationsstrategie für den Phaeton analysiert. Dazu wurden nicht nur die Unterlagen von Grey benutzt, viele Studierende sind auch selbst in Autohäuser gegangen, um sich über Automobilverkauf im allgemeinen und das Konzept zum Verkauf von Luxusmarken im besonderen zu informieren. Nach dieser ausführlichen Analyse haben sie dann selbst ein strategisches Konzept entwickelt und im Seminar vorgestellt. „Dabei waren Bernd Michael und ein Kollege anwesend, haben die Präsentationen angehört, abgeklopft und Hinweise gegeben, wo man weiterdenken muss, wie die strategische Umsetzung sein kann. Und sie haben auf Schwierigkeiten hingewiesen“, erzählt Sabrina Helm.

Einen anderen Ansatz wählten Helm und Michael dann bei dem zweiten Seminar teil, in dem sich die Studierenden mit Damenwäsche beschäftigen.

Nur das Produkt wurde vorgegeben, den Rest sollten sich die Seminarteilnehmer selbst überlegen: „Von einem Markennamen über das Logo bis hin zur kommunikativen Umsetzung sollten sich die Studierenden eigene Gedanken machen“, berichtet Helm. Dieses Vorgehen ist in der Praxis zum Beispiel relevant, wenn ein Unternehmen in einen neuen Markt, also hier den Damenwäschemarkt, gehen will und vorher einmal abklärt, welches

Preissegment, welche Käuferschichten etc. bedient werden sollen. Auch hier lieferte Grey wieder Marktanalysen und Informationen über Zielgruppen und das Einkaufsverhalten. „Ein Team kam zum Beispiel auf die Idee, sich auf einen Randbereich zu spezialisieren und Männer als Käufer für hochwertige Damenwäsche als Geschenk zu gewinnen“, berichtet Helm, „ein anderes entwickelte eine Internetmarke für Wäsche mit nostalgischem Charme.“ Am Semesterende werden dann alle Gruppen ihre Ideen und Umsetzungsmöglichkeiten vorstellen, wieder unter quasi echten Bedingungen in der Agentur.

Grey sieht für sich in einer solchen Kooperation deutliche Vorteile. „Als die Studierenden Herrn Michael gefragt haben, warum er sich eigentlich mit dem Seminar so viel Arbeit macht, hat er erklärt, die Agentur hätte ein starkes Interesse, Nachwuchs hier am Standort zu fördern“, berichtet Helm. Michael wolle die besten Köpfe für die Branche motivieren und möglichst früh für die Arbeit in einer Agentur interessieren.

Und was ist der Vorteil für die Studierenden, wenn ein Seminar so stark praxisorientiert aufgebaut wird? „Praktiker können erklären, warum Überlegungen gut sind, sie haben Vergleichswerte und können den Studierenden erklären, was sie von ihren Mitarbeitern erwarten würden bei einem solchen Thema“, erklärt Helm. „Und unsere Studierenden sehen, dass die Uni in die Praxis führt.“



Foto: VW

Das Medikament, das aus der Schnecke kommt

Naturstoffe aus Meerestieren können Grundlage für Arzneien sein

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

„Die Organismen, die wir untersuchen, sind ästhetisch ansprechend, in Form und Farbe oft skurril.“ Prof. Dr. Peter Proksch ist nicht nur wissenschaftlich von seinem Forschungsgegenstand, den marinen Naturstoffen, sehr angetan. Auch die Studenten schätzen die Arbeit, die immer mal wieder Exkursionen in warme Regionen nötig macht. Seit rund zehn Jahren sucht der biologische Pharmazeut im Meer nach Stoffen, die Grundlage für Arzneien sein können.

Anders als auf dem Land sind es im Meer nicht in erster Linie die Pflanzen, die als Naturstoffe liefern, sondern die wirbellosen Organismen, die so genannten Invertebraten“, stellt Prof. Proksch eine Besonderheit seines Arbeitsschwerpunktes dar. Schwämme, Weichkorallen oder schalenlosen Schnecken übernehmen im Meer die Rolle, die auf dem Land den höheren Tieren zukommt. Die Organismen haben keine morphologischen Abwehrmechanismen wie Stachel oder Panzer und wären ihren Fressfeinden, den Fischen etwa, eigentlich schutzlos ausgeliefert, hätten sie nicht eine Reihe von eigenen Selbstschutzmethoden entwickelt. So können z. B. bestimmte Schneckenarten Gifte aussenden, die Fische blitzschnell lähmen; andere Organismen geben Stoffe ab, die die Fische abschrecken. „Derartige Schutzmechanismen korrelieren häufig mit einer pharmakologischen Aktivität“, erklärt Proksch.

Diese Korrelation zwischen der Fraßschutzwirkung und der pharmakologischen Aktivität ist die Ausgangsthese, mit der Proksch und seine Mitarbeiter arbeiten. Meist in Kooperationsprojekten mit anderen Universitäten und der Pharmaindustrie suchen sie nach Naturstoffen, die entweder selbst Grundlage für Arzneimittel sein oder denen Medikamente „nachgebaut“ werden können. Am Anfang



Kein pikantes Sushi, sondern Schwämme aus dem Mittelmeer, gesammelt vor der Insel Elba. Künftige Rohstoffe für Medikamente? Foto: Karsten Thomas

steht die Indikation, für die ein Naturstoff gesucht werden soll. „Man findet nur, was man sucht“, so Proksch. Auf ein vorhandenes Wissen um die Arzneiwirkung bestimmter Organismen können sich die Wissenschaftler dabei nicht verlassen, denn „marine Organismen spielen in der traditionellen Heilkunde der Völker kaum eine Rolle.“ Erst durch die heute verbesserte Tauchtechnik ist es überhaupt möglich, an diese Naturstoffe heranzukommen. Die Auswahl der Invertebraten vor Ort ist das erste Problem. Nach einer ausführlichen Beobachtung unter Wasser entscheiden die Wissenschaftler, was gesammelt wird. „Wichtig ist für uns, dass wir eine relativ große Menge, d. h. ab einem Kilogramm, sammeln können“, erklärt der Pharmazeut. Der Nachschub ist bei den marinen Naturstoffen oft ein Problem, zwar gibt es Versuche, bestimmte Schwämme gezielt zu kultivieren, aber das ist oft schwierig oder sehr kostenintensiv. Glück haben die Forscher, wenn nicht die Schwämme selbst, sondern die in ihnen erhaltenen Mikroorganismen für die arzneiliche Wirkung verantwortlich sind, denn diese lassen sich

oft problemlos isolieren und züchten.

Beispiele für Arzneimittel, die aus marinen Naturstoffen hergestellt werden, gibt es bereits, auch wenn bislang noch kein von Düsseldorfer Wissenschaftlern entdeckter Stoff dabei ist. „Das Ziconotid, ein Schmerzmittel, das aus Kegelschnecken gemacht wird, kommt wohl demnächst auf den Markt“, so Proksch und auch das weithin bekannte Aciclovir, das gegen Herpes wirkt, hat seine Grundstruktur von Schwämmen erhalten: Das heißt, dass die synthetische Substanz auf die Leitstruktur mariner Substanzen zurückgeht.

Derzeit beschäftigen Proksch und seine Mitarbeiter sich schwerpunktmäßig mit drei Themengebieten. Neben der Suche nach Naturstoffen, die gegen solide Krebstumore wirken, untersuchen sie die Symbiosen, die zwischen marinen Schwämmen und assoziierten Mikroorganismen bestehen. Weiterhin beschäftigen sie sich mit der Beschreibung von Schutzfunktionen.

Informationen:

Prof. Dr. Peter Proksch, 81-14163

Schliemanns Gold, - kehrt es zurück?

Doktorarbeit zur deutsch-russischen Beutekunst-Problematik

VON ROLF WILLHARDT

Die Bundesregierung vermutet in Russland 200.000 deutsche Kunstwerke von „besonderer musealer Bedeutung“, 4,6 Millionen Bücher und drei Regal-Kilometer Archivalien: Beutekunst. Welche Chancen hat Deutschland, die Kunstobjekte zurückzuführen?

Der Begriff „Beutekunst“ entstand in den 90er Jahren. Er bezeichnet deutsches Kulturgut, das während des Zweiten Weltkrieges bzw. von 1945 bis 1947 in die Sowjetunion gebracht wurde. So genannte „Trophäenkommissionen“ beschlagnahmten unter strengster Geheimhaltung eine gigantische Zahl von Kunstwerken aus deutschen Museen und Sammlungen. „Diese Einsatzgruppen wussten aufgrund von Katalogen der Vorkriegszeit genau, was sie wollten und sind ganz gezielt und organisiert vorgegangen“, berichtet Dr. Susanne Schoen. Sie weiß, wovon sie spricht. Die Juristin arbeitet seit 1998 bei der Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und Medien in Bonn, und hier im Referat „Schutz, Erhaltung und Rückführung von Kulturgut“. Ihr Spezialgebiet: Beutekunst. Das berufsmäßige Interesse mündete schließlich in einer Dissertation in Düsseldorf. Thema: „Der rechtliche Status von Beutekunst. Eine Untersuchung am Beispiel der aufgrund des Zweiten Weltkrieges nach Russland verbrachten deutschen Kulturgüter“ (erscheint als Buch im Mai). Doktorvater war Prof. Dr. R. Alexander Lorz, Lehrstuhlinhaber für Deutsches und Ausländisches Öffentliches Recht, Völkerrecht und Europarecht („der mich hervorragend betreute!“).

Die geraubten Kunstwerke - darunter Prestigeobjekte wie das Schliemann-Gold, die Sixtinische Madonna oder das Notenarchiv der Berliner Singakademie - stammen in der Regel aus Ostdeutschland, der späteren Sowjetischen Besatzungszone.



Ein Kirchenfenster aus Frankfurt/Oder: Im Jahr 2002 kehrte es, zusammen mit anderen, aus St. Petersburg zurück. „Beutekunst“: Könnte eine gemeinsame deutsch-russische Stiftung eine Lösung der Problematik sein? Foto: privat

Die Chronologie vermeldet, dass 1955 ein Teil, der in die Sowjetunion gebracht wurde, in die DDR zurückkehrte, u. a. die Bilder der Dresdner Gemäldegalerie. Kontakte zur Bundesrepublik existierten nicht. Das Thema war im Osten offiziell tabu.

Erst mit dem Niedergang der SU kam Bewegung in die Problematik, Hinweise auf Beutekunst in der SU verdichteten sich, es gab gezielte Indiskretionen russischer Kulturinstitutionen, die deutsche Seite griff das Thema behutsam wieder auf. 1990 wurde ein deutsch-sowjetischer Nachbarschaftsvertrag geschlossen, 1992 ein deutsch-russisches Kulturabkommen, in dem sich beide Staaten verpflichteten, „verschollene oder unrechtmäßig verbrachte Kulturgüter an die Eigentümer oder seine Rechtsnachfolger zurückzugeben. Hierzu zählen vorrangig die kriegsbedingt verbrachten Kulturgüter“, so Schoen. Dann jedoch der Rückschlag. Konservative russische Politiker setzten 1998 das so genannte „Beutekunstgesetz“ durch, mit dem das deutsche Kulturgut verstaatlicht wurde.

Folgerung von Dr. Schoen: „Dieses Gesetz verstößt gegen die Eigentums-garantie der Russischen Verfassung, den völkerrechtlich anerkannten Schutz von Kulturgut sowie die Rückgabeklausel im deutsch-sowjetischen Nachbarschaftsvertrag von 1990 und gegen das deutsch-russische Kulturabkommen von 1992.“

Deutschland erkennt das Beutekunstgesetz nicht an, versucht aber, mit einer „Politik der kleinen Schritte“ juristische Spielräume auszunutzen. Dr. Schoen: „Eine Lösung wäre zum Beispiel eine gemeinsame deutsch-russische Stiftung mit dem Zweck, die deutschen Kulturgüter zurückzuführen. Hierzu gehört auch eine Vereinbarung über entsprechende Aufwandsentschädigungen für eine langjährige, fachgerechte Lagerung, möglicherweise auch für Restaurierungsarbeiten.“ Allerdings, so räumt die Juristin ein, „müssen Erwartungen von russischer Seite, dass aus Deutschland Preise gezahlt werden, die einem regulären Kauf gleichkommen, gedämpft werden. Der Wert der Kulturgüter oder gar Wertsteigerungen, die viele Kulturgüter seit dem

Zweiten Weltkrieg erfahren haben, kann bei der Berechnung der Aufwendung keine Berücksichtigung spielen.“

Schließlich die Generationenfrage. „Die heutigen Russen sind in der Regel sehr deutschfreundlich“, so Dr. Schoen. Andererseits gibt es viele hohe Entscheidungsträger, die den Zweiten Weltkrieg noch mitgemacht haben oder deren Familien betroffen waren. Die sagen ganz klar: Beutekunst ist Reparationsgut. Entschädigung für eigenes Erlittenes. Beutekunst bleibt in Russland!

Dr. Susanne Schoen, die schon mehrere spektakuläre Rückführungsaktionen begleitet hat, verweist schließlich auf einen wirtschaftlichen Aspekt: Beutekunst ist „verbrannte Ware“ auf dem internationalen Kunstmarkt. Denn welches Auktionshaus von Weltruf kann es sich leisten, offensichtlich geraubte, seit Jahrzehnten katalogisierte Gegenstände zum Verkauf anzubieten?

**Informationen: Dr. Susanne Schoen,
Tel. 01888-681-3306; e-mail:
Susanne.Schoen@bkm.bmi.bund.de**

k u n d e n o r i e n t i e r t k o m f o r t a b e l z e i t g e m ä ß

HAND IN HAND – FÜR IHREN WIRTSCHAFTLICHEN ERFOLG



Die PVS ist eine ärztliche Gemeinschaftseinrichtung und garantiert schon durch ihre Struktur und Tradition, im Interesse des Arztes zu handeln.

Unser Auftrag ist es, Ihre Arbeit in wirtschaftlichen Erfolg umzumünzen und die Liquidität Ihrer Praxis sicherzustellen. Regelmäßig und Regel gemäß.

Stellen Sie den professionellen Umgang mit der Wertsache Privatliquidation sicher und werden Sie jetzt Mitglied bei der Privatärztlichen Verrechnungsstelle Rhein-Ruhr

Die PVS
Privatliquidation ohne Umwege.
Schnell, zuverlässig, reibungslos.



**Privatärztliche Verrechnungsstelle
Rhein-Ruhr**
Ärztliche Gemeinschaftseinrichtung

Remscheider Str. 16 Telefon 02 08/48 47-444
45466 Mülheim an der Ruhr Telefax 02 08/48 47-411

pvs-m@pvs-portal.de
www.pvs-portal.de

Verdienstkreuz für Sanda Grätz

Wolfram Kuschke, Minister und Chef der Staatskanzlei, hat am 19. Dezember 2003 das von Bundespräsident Johannes Rau verliehene Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland an ORR'in Eugenia Sanda Grätz ausgehändigt. Im Rahmen einer Feierstunde dankte Minister Wolfram Kuschke der Wuppertalerin für ihren engagierten Einsatz in der Wuppertaler Kommunalpolitik und in der politischen Erwachsenenbildung.

Die 1949 in Arad/ Rumänien geborene Diplom-Ingenieurin setzt sich seit vielen Jahren für eine bürgerorientierte und praxisnahe Parteipolitik ein. Sie engagiert sich auf verschiedenen Ebenen in den Gremien der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands und ist eine engagierte Verfechterin eines geeinten Europas.

Seit 1996 widmet sich Sanda Grätz der politischen Erwachsenenbildung. Von 1996 bis 2001 arbeitete sie im Vorstand des Heinz-Kühn-Bildungswerkes mit und seit 1996 gehört sie dem Vorstand der Neuen Gesellschaft Niederrhein e.V. an, die als anerkannter Träger der politischen Weiterbildung in Nordrhein-Westfalen mit dem Bildungswerk Stenden eine eigene Bildungsstätte unterhält.



Wolfram Kuschke, Minister und Chef der Staatskanzlei, überreichte am 19. Dezember 2003 ORR'in Sanda Grätz, Mitarbeiterin des Universitätsrechenzentrums, das Bundesverdienstkreuz.

Foto: Landespresseamt

Sanda Grätz sieht es als ihre gesellschaftliche Aufgabe an, die Menschen in Nordrhein-Westfalen am politischen Geschehen im Land zu beteiligen und die Integration unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen in die hiesige Gesellschaft

voranzutreiben. Dabei setzt sie sich entschieden gegen Rechtsradikalismus und Gewalt ein. Die Qualifizierung von politischen Nachwuchskräften für die Gremienarbeit in Parteien und Verbänden ist ihr ein weiteres wichtiges Anliegen. Als Vorsitzende des Fördervereins der Gemeinschafts-Grundschule Kurt-Schumacher-Straße in Wuppertal setzte sie sich von 1992 bis 1995 für die zu diesem Zeitpunkt in Wuppertal einmalige Betreuungsmaßnahme „Schule von 8 bis 1“ ein und baute sie mit auf. Mit ihren vielfältigen Kontakten und ihrer Entschlusskraft war sie eine wichtige Ansprechpartnerin für die Schule und gewann viele Eltern für die Mitarbeit im Förderverein. Sie ist seit 2002 Mitinitiatorin und Vorsitzende des Förderkreises für den Erhalt der Stadtteilbibliothek Uellendahl in Wuppertal. Ihrem tatkräftigen Handeln ist es zu verdanken, dass die Bibliothek trotz drohender Schließungen von Stadtteilbibliotheken bis zum heutigen Tage existiert und ihr Angebot durch die Mitarbeit interessierter Mitbürgerinnen und Mitbürger sogar noch ausweiten konnte.

(LPA)

Ausgezeichnet: Förderpreis für Vera Gerling

Den Förderpreis für Wissenschaften der Stadt Düsseldorf hat die Literaturwissenschaftlerin Dr. Vera Elisabeth Gerling erhalten. Sie wurde damit für ihre Dissertation über Übersetzungsanthologien lateinamerikanischer Kurzprosa ausgezeichnet.

Vera Gerling wurde 1969 in Ahaus geboren und studierte nach dem Abitur an der Heinrich-Heine-Universität Diplom-Literaturübersetzen. 1995 schloss sie ihr Studium ab und ist seit 1998 als wissenschaftliche Angestellte am Lehrstuhl Romanistik I bei Prof. Dr. Vittoria Borsò tätig. Zugleich arbeitet sie als freie Übersetzerin. Ihre Dissertation trägt den Titel „So nah und doch so fern? Überset-

zungsanthologien: Reduktion und Produktion von kultureller Komplexität. Lateinamerikanische Kurzprosa in deutscher Übersetzung von 1945 - 2000“.

Anthologien sind eines der bedeutendsten Medien kulturellen Transfers, wie eine Brücke zeigen sie dem europäischen Leser durch Erzählungen die verschiedenen Facetten einer unbekannteren Kultur. Die Arbeit von Vera Gerling gibt ein historisches Bild des Verhältnisses Deutschlands zu fremden Kulturen von der Nachkriegszeit bis zum Ende des vergangenen Jahrhunderts. Dabei stellt sie ihre Untersuchung in einen größeren kulturwissenschaftlichen Zusammenhang.

Preise

Michael Overdick

Förderpreis für die beste Dissertation (verliehen vom Kreis der Freunde des Seminars für Kunstgeschichte)

Dipl. Kfm. Martin Pöttgen

(Betriebswirtschaftslehre insbesondere Finanzierung und Investition)
Konrad-Henkel-Examenspreis

Dr. Roland Reinehr

(Klinik für Gastroenterologie, Hepatologie und Infektiologie)
Hans Popper-Förderpreis für die beste Arbeit auf dem Gebiet der „Hepatologie mit klinischem Bezug“

Alberto Saveillo

Förderpreis für die beste Magisterarbeit (verliehen vom Kreis der Freunde des Seminars für Kunstgeschichte)

Prof. Dr. Alfons Schnitzler

(Neurologische Klinik) erhielt zusammen mit Prof. John Krystal (Yale University School of Medicine, USA) den diesjährigen Weitbrecht-Preis für Klinische Neurowissenschaften.

André Schulz

Preis der Wirtschaftswissenschaftlichen Gesellschaft Düsseldorf e.V. (WiGeD) für die beste Diplomarbeit

Prof. Dr. Mattanjah De Vries

(Department of Chemistry and Biochemistry, University of California, Santa Barbara/USA) erhielt von der Alexander von Humboldt Stiftung den Humboldt-Forschungspreis. Mit diesem Preis werden Forschungsk Kooperationen ausländischer Wissenschaftler mit Fachkollegen in Deutschland unterstützt. Deutscher Kooperationspartner von Prof. De Vries ist Prof. Dr. K. Kleinermanns (Institut für Physikalische Chemie).

25-jähriges Dienstjubiläum

Hannelore Hellingrath

(Zentrales Chemiekalienlager) am 1. Dezember 2003

Ursula Anni Schmitz

(Dekanat Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät) am 31. Dezember 2003

Dr. Peter Wastl

(Institut für Sportwissenschaft) am 31. Januar 2004

Forschungssemester Sommersemester 2004

Prof.'in Dr. Monika Gomille

(Anglistisches Institut IV)

Prof. Dr. Florian Jarre

(Mathematisches Institut)

Prof. Dr. Ralph Lorz

(Lehrstuhl für Deutsches und Ausländisches Öffentliches Recht, Völkerrecht und Europarecht)

Prof. Dr. Gerhard Schurz

(Philosophisches Institut)

Prof.'in Dr. Christine Schwarzer

(Erziehungswissenschaftliches Institut)

Nutzen Sie die Fortschritte der Medizin für Ihre Gesundheit
Beispielsweise mit unserem Zusatz-**„Paket“**. Das empfehle ich Ihnen, wenn Sie die Leistungslücken Ihrer **„Gesetzlichen“** bei

- Zahnersatz
- Inlays
- Heilpraktikerbehandlung
- Sehhilfen
- Auslandsbehandlung/Rücktransport schließen wollen

Ingo Herchenhan
Generalvertretung
Allianz Private Krankenversicherungs-AG
Oberfelder Str. 31
40599 Düsseldorf
Tel. 0211-343091
Fax 0211-7487502
ingo.herchenhan@allianz.de



El Salvador: Kinder von der Straße



Foto: Werner Koston

Rüstzeug fürs Leben

Cipotes und Cipotas, so heißen in El Salvador Jungen und Mädchen, die auf der Straße leben. Sie müssen arbeiten, um durchzukommen, manche sogar in der Prostitution. Die salvadorianische Olof Palme Stiftung (FOP) bietet diesen Kindern eine Anlaufstelle, wo sie seelisch, gesundheitlich und sozial aufatmen können. In diversen Werkstätten erlernen sie ein Handwerk, das sie einmal ernähren kann: Rüstzeug fürs Leben.

„Brot für die Welt“ arbeitet mit der Olof Palme Stiftung zusammen. Helfen Sie uns dabei zu helfen!

Ich möchte mehr Infos über die Arbeit von „Brot für die Welt“

Senden Sie mir Unterlagen über Ihre Aktion, Ihre Partner und den Einsatz der Spendenmittel

Ich bitte um kostenlosen Bezug der Quartals-Nachrichtenbörse rund um unsere Eine Welt „Der Ferne Nächster“.

Name

Straße

PLZ/Ort

Brot für die Welt
EIN STECK GerechtigkeIt

Postfach 10 11 42
70010 Stuttgart
Postbank Köln
500 500-500
BLZ 570 100 50

Ehrungen

em. Prof. Dr. Hans-Dietrich Röher
(Klinik für Allgemeine und Unfallchirurgie) wurde in die Académie Nationale de Chirurgie, Paris, berufen.

apl. Professur

Dr. Hans-Jürgen Aretz
(Soziologie)

Dr. Sibylle Schönborn
(Abt. für Neuere Germanistik).

Honorarprofessur

Dr. Anna Maria Hiltrud Pauline Westermann-Angerhausen
(Philosophische Fakultät)

Todesfälle

Ute Stalinski
(Universitätsklinikum) am 1. Dezember 2003 im Alter von 44 Jahren

Ausschreibung

Reinhard-und Emmi-Heynen-Preis
Die Gesellschaft von Freunden und Förderern der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf e.V. verleiht im Jahre 2004 den Reinhard-und Emmi-Heynen Preis im Bereich der Philosophischen Fakultät. Der Preis ist eine Auszeichnung für hervorragende Arbeiten oder Leistungen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern - also auch Professorinnen und Professoren - der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, die eine Förderung verdienen. Jede Wissenschaftlerin und jeder Wissenschaftler der Philosophischen Fakultät kann Vorschläge für den Preis unterbreiten. Ein Vorschlag kann nur berücksichtigt werden, wenn er durch mindestens eine weitere Wissenschaftlerin oder einen weiteren Wissenschaftler aus der Fakultät schriftlich unterstützt wird. Der Preis ist dotiert mit 12.500 Euro. Die Preisträgerin oder der Preisträger erhält diese Zahlung zusammen mit einer von dem Präsidenten der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf e.V. und dem Rektor der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf unterzeichnete Urkunde. Die Vorschläge für den Preis müssen bis spätestens **30. Juni 2004** im Rektorat eingereicht werden.



„Ich unterstütze
ÄRZTE OHNE GRENZEN,
weil Menschen in
Bürgerkriegsgebieten
ein Recht auf medizinische
Versorgung haben – weltweit.“

Bruno Ganz, Schauspieler

ÄRZTE OHNE GRENZEN hilft in mehr als 80 Ländern Menschen in Not, ungeachtet ihrer Hautfarbe, Religion oder politischen Überzeugung.

Bitte schicken Sie mir unverbindlich

- allgemeine Informationen über **ÄRZTE OHNE GRENZEN**
- Informationen für einen Projekteinsatz
- Informationen zur Fördermitgliedschaft
- die Broschüre „Ein Vermächtnis für das Leben“



1103003

Name _____

Geb.-Datum _____

Straße _____

PLZ/Ort _____

ÄRZTE OHNE GRENZEN e.V. • Am Köllnischen Park 1 • 10179 Berlin
www.aerzte-ohne-grenzen.de • Spendenkonto 97 097 • Landesbank Berlin • BLZ 100 500 00

Impressum

Herausgeber: Pressestelle der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

Redaktion: Rolf Willhardt (verantwortlich), Dr. Victoria Meinschäfer

Idee und Konzeption: Bärbel Broer, Planetenstraße 40, 40223 Düsseldorf, Tel.: 0211 / 319 02 02, Fax 0211 / 319 02 05

Gestaltungskonzept, Layout und Produktion: Wiedemeier & Martin, Wilhelm-Tell-Str. 26, 40219 Düsseldorf, Tel.: 0211 / 8 54 90 65, Telefax: 8 54 90 69, www.wiedemeier-martin.de

Redaktionelle Mitarbeit: Berthold Cyperek, Ursula Hasselkuss, Alfons Labisch, Klaus Pfeffer, Julia Schneider, Annette Smieja, Karsten Thoms, Frank Wiedemeier, Emil Zander

Auflage: 7.500 Exemplare

Anschrift: Heinrich-Heine-Universität - Pressestelle - Universitätsstraße 1, 40225 Düsseldorf, Tel.: 0211 / 81-1 20 22; 1 32 53; 1 24 39; Fax: 81-1 52 79 e-mail: willhardt@verwaltung.uni-duesseldorf.de, meinschaefer@verwaltung.uni-duesseldorf.de

Redaktionsschluß 2/2004: 13. April 2004

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider.

Anzeigenverwaltung: Presse-Informationsagentur Reischert, Birkenstraße 30, 40233 Düsseldorf, Tel.: 0211 / 68 33 13, Fax: 68 33 82

Druck und Verlag: WAZ-Druck GmbH & Co. KG, Theodor-Heuss-Straße 77, 47167 Duisburg, Tel.: 0203 / 99 48 70

Nachdruck der Textbeiträge nur nach Absprache mit der Redaktion.

Titelfotos: Frank Wiedemeier/Victoria Meinschäfer

I M F R A G E B O G E N

Dr. Max Plassmann: Universitätsarchivar



Dr. Max Plassmann

Was war Ihr erster Berufswunsch?

Historiker

Wann ist ein Archivar ein guter Archivar?

Wenn er mehr bewirkt als theoretisiert.

Welche Tugenden besitzen Sie und welche möchten Sie besitzen?

Verlässlichkeit und Geduld, ich wünsche mir allerdings mehr Geduld beim Einkaufen.

Können Sie ein Buch oder einen Beitrag für Studenten empfehlen, die eine wissenschaftliche Laufbahn anstreben?

Sie sollten so viel wie möglich lesen, denn man lernt am meisten aus der Vielfalt der Meinungen, auch der falschen.

Haben es Frauen im Archivwesen schwerer?

Nein, die Zeiten sind überwunden.

Welche Fremdsprachen beherrschen Sie?

Die klassische Trias: Englisch, Französisch, Latein.

Welches Buch lesen Sie gerade?

Edward Luttwak: „Strategie. Die Logik von Krieg und Frieden“, Lüneburg, 2001.

Was tun Sie in Ihrer Freizeit?

Sie genießen.

Was mögen Sie überhaupt nicht essen?

Kartoffelbrei.

Wie würden Sie am liebsten leben?

So wie jetzt.

Was war Ihr bisher größter Erfolg?

Dr. Max Plassmann ist seit 2001 Archivar der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Er wurde 1970 in Lüdenscheid geboren, studierte Geschichte und Ethnologie an der Universität Mainz und wurde dort auch mit einer Arbeit zur Frühen Neuzeit promoviert. Es folgte eine zweijährige Ausbildung an der Archivschule in Marburg. Untergebracht ist das Archiv der Heinrich-Heine-Universität in Räumen der Universitäts- und Landesbibliothek.

Die Pflanzung von 2.000 kleinen Fichten, die heute größer als ich sind.

Ihr größter Flop?

Der Versuch, in C++ zu programmieren.

Welche Zeitung lesen Sie gerne?

Keine.

Welche Fernsehsendung mögen Sie am liebsten?

„Die Simpsons“

Drei Dinge, die Sie mit Düsseldorf und dem Rheinland verbinden:

Gewöhnungsbedürftiges Wetter, gewöhnungsbedürftiger Karneval, gewöhnungsbedürftige Preise: Mich reizt mehr die Aufgabe als das Umfeld.

Was sollte Ihnen einmal nachgesagt werden?

Das, was allen Menschen nachgesagt werden sollte: Das Beste aus ihren Möglichkeiten gemacht zu haben.

Spezialstudien

HEINRICH HEINE
UNIVERSITÄT
DÜSSELDORF

- Allgemeine Sprachwissenschaft Magister
- Anglistik Magister
- Betriebswirtschaftslehre Diplom
- Biochemie Bachelor
- Biologie Diplom
- Chemie Diplom
- Germanistik Magister
- Geschichte Magister/Bachelor
- Gesundheitswissenschaft und Sozialmedizin Zusatzstudium
- Griechisch Magister (MPH)
- Informatik Magister
- Informationswissenschaft Bachelor
- Jiddische Kultur, Sprache und Literatur Magister Nebenfach/ Bachelor Ergänzungsfach
- Jüdische Studien Magister Nebenfach
- Kulturwissenschaft und Medien Bachelor
- Kunstgeschichte Magister/Bachelor
- Latein Magister
- Literaturübersetzen Diplom
- Mathematik Diplom/Bachelor
- Medienwissenschaft Bachelor Ergänzungsfach
- Medizin Staatsexamen
- Modernes Japan Magister/Bachelor
- Musikwissenschaft in Zusammenarbeit mit der Robert-Schumann-Hochschule Nebenfach im Magisterstudiengang
- Pharmazie Staatsexamen
- Philosophie Magister/Bachelor
- Physik Diplom
- Politikwissenschaft Magister Nebenfach/ Bachelor Ergänzungsfach
- Psychologie Diplom
- Rechtswissenschaft Staatsprüfung
- Rechtswissenschaft Zusatzstudium Magisterprüfung
- Gewerblicher Rechtsschutz Weiterbildungsstudium
- Anglo-Amerikanisches Recht Begleitstudium
- Romanistik Magister/Bachelor
- Sozialwissenschaften Bachelor/Master
- Soziologie Magister Nebenfach/ Bachelor Ergänzungsfach
- Wirtschaftswissenschaften Diplom
- Zahnmedizin Staatsexamen

Studieren in Düsseldorf

Spezialstudien